

LS
4237

MS
2800
A924

Brigitte Aulenbacher/Mechthild Bereswill/
Martina Löw/Michael Meuser/Gabriele Mordt/
Reinhild Schäfer/Sylka Scholz (Hrsg.)

FrauenMännerGeschlechterforschung

State of the Art



WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

600/2647

1. Auflage Münster 2006

© 2006 Verlag Westfälisches Dampfboot

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag: Lütke Fahle Seifert AGD, Münster

Druck: Rosch-Buch Druckerei GmbH, Scheßlitz

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

ISBN 3-89691-220-8

ISBN 978-3-89691-220-8

Inhalt

*Brigitte Aulenbacher/Mechthild Bereswill/Martina Löw/
Michael Meuser/Gabriele Mordt/Reinhild Schäfer/Sylka Scholz*
Ein Hauch von Größenwahn - Einleitendes zum State
of the Art der FrauenMännerGeschlechterforschung 9

I. Entwicklungen der Frauen- und Geschlechterforschung - Kontroverse Perspektiven

Stefan Hirschauer/Gudrun-Axeli Knapp
Wozu Geschlechterforschung?
Ein Dialog über Politik und den Willen zum Wissen 22

Andrea Maihofer
Von der Frauen- zur Geschlechterforschung -
Ein bedeutsamer Perspektivenwechsel nebst aktuellen
Herausforderungen an die Geschlechterforschung 64

Mechthild Bereswill
Conflicting Memories 78

II. Geschlecht und Gesellschaft - Theoretische Zugriffe

Christine Weinbach
Kein Ort für Gender?
Die Geschlechterdifferenz in systemtheoretischer Perspektive 82

Brigitte Aulenbacher
Gender meets funktionale Differenzierung. Zur mangelnden
analytischen Radikalität der systemtheoretischen Verortung
von Geschlecht 95

Ilse Lenz
Machtmenschen, Marginalisierte, Schattenmenschen und
moderne Gleichheit. Wie werden Ungleichheiten und
Egalisierungen in der Moderne strukturiert? 100

Regina Becker-Schmidt
Die Bedeutung des Klassifizierens für die Abstützung symmetrischer
oder asymmetrischer Geschlechterrelationen 116

Helga Krüger

Strukturdaten und Selbstinterpretation.

Warum es gerade in der Geschlechterforschung so wichtig ist,
beide Ebenen der Analyse aufeinander zu beziehen

122

Gabriele Mordt

Struktur, Kultur und Handlung

137

Susanne Völker

Praktiken der Instabilität

Eine empirische Untersuchung zu Prekarisierungsprozessen

140

Margareta Steinrücke

Die doppelte Struktur der Realität. Anmerkungen zur Anwendung
von Pierre Bourdieus Praxeologie auf „Praktiken der Instabilität“

155

Michael Meuser

Hegemoniale Männlichkeit -

Überlegungen zur Leitkategorie der Men's Studies

160

Bettina Mathes

Ödipus in der Männerforschung -

Bemerkungen zur „hegemonialen Männlichkeit“

175

III. Arbeiten mit der Kategorie Geschlecht -

Ein Streifzug durch die aktuelle FrauenMännerGeschlechterforschung

1. Reflexionen auf Geschlecht

180

Andrea D. Bührmann/Torsten Wöllmann

Geschlechterforschung = Frauenforschung + Männerforschung?

Anmerkungen zur Normalisierung der Kategorie Geschlecht

180

Ute Luise Fischer

Die Differenz zwischen epistemologischem Vor-Urteil und
praktischem Vorurteil als Scheideweg

Ein konstitutionstheoretischer Zugang zur Geschlechterforschung

194

Heike Kahlert

Geschlecht als Struktur- und Prozesskategorie -

Eine Re-Lektüre von Giddens' Strukturierungstheorie

205

2. Interpretationen von Geschlecht	217
✓ <i>Jürgen Budde</i> Inklusion und Exklusion. Zentrale Mechanismen zur Herstellung von Männlichkeit zwischen Schülern	217
<i>Thomas Kleynen</i> Vom Ansehen der Fächer: (Foto- und) Biographische Selbstdarstellungen zukünftiger Lehrer	228
<i>Christine Katz/Marion Mayer</i> MännerWeltWald - Natur- und Geschlechterkonstruktionen in Handlungsmustern von Waldakteuren/innen	241
<i>Martin Engelbrecht</i> 'Weibliche' oder 'männliche' Spiritualität? Die Pluralisierung religiöser Sinnstiftungsformen und ihre Beziehung zu Geschlechterstereotypen	254
3. Arbeit, Organisation und Geschlecht	265
<i>Maja Apelt</i> Geschlechterforschung und Militär	265
<i>Diana Lengersdorf</i> Die Relevanzsetzung von Geschlecht im Arbeitsalltag einer Internetagentur	278
<i>Heidi Schroth/Lena Schürmann</i> Cleaning Affairs. Geschlechterungleichheiten und Arbeitsbeziehungen im Reinigungsgewerbe	289
4. Politik und Geschlecht	300
<i>Sünne Andresen</i> Die Analyse feldspezifischen Geschlechter-Wissens als Voraussetzung der Implementierung einer erfolgreichen Gleichstellungspolitik	300
<i>Karin Zimmermann</i> Geschlecht als soziale Praxis des Politischen Das Beispiel europäischer Forschungspolitik	311

Birgit Riegraf

Wandel von Gerechtigkeitsvorstellungen im Wandel von Staatlichkeit:
Von der Gleichheit zur Differenz

Daniela Gottschlich/Tanja Mölders

Damit Nachhaltigkeit drin ist, wo Nachhaltigkeit drauf steht:
Zur Krise der Krisenwahrnehmung und zur Notwendigkeit
eines inhaltlich-konzeptionellen Geschlechterzugangs in
sozial-ökologischen Forschungen

Verzeichnis der AutorInnen, DiskutantInnen
und HerausgeberInnen

323

334

347

Stefan Hirschauer/Gudrun-Axeli Knapp

Wozu Geschlechterforschung?

Ein Dialog über Politik und den Willen zum Wissen*

Stefan Hirschauer

Wenn ich auf eine Tagung mit dem Titel FrauenMännerGeschlechterforschung eingeladen werde, so sehe ich mich doch als einen Gast, der für eine Forschungsrichtung steht, die sich *nicht* als FrauenMännerGeschlechterforschung begreift. Ich habe diesen Standpunkt im Jahr 2003 in einem Aufsatz dargelegt (Hirschauer 2003). Für mein Eingangsstatement zum Dialog mit Gudrun-Axeli Knapp habe ich die in diesem Aufsatz ausführlich begründete Position auf die folgenden fünf Thesen reduziert.

1. These: Zweifache Paradigmendifferenzierung.

Spätestens seit den 90er Jahren lässt sich das Feld des wissenschaftlichen Wissens über die Geschlechterdifferenz nur mehr durch eine doppelte Paradigmendifferenzierung beschreiben. Neben die ontologische Differenzierung von Sex und Gender, die Natur- und Kulturwissenschaften trennt, ist eine epistemologische Differenzierung getreten: Entweder man beobachtet Phänomene *mithilfe* der Geschlechterunterscheidung. (Das tut die Geschlechterforschung.) Oder man beobachtet diese Unterscheidung selbst als Phänomen. Ich habe vorgeschlagen, auf diese Weise die Gender Studies zu konzeptualisieren: als eine Geschlechterdifferenzierungsforschung. Mir ist bewusst, dass der Begriff Gender Studies auch anders verwendet wird: nämlich i.S. einer rhetorischen Modernisierung von Schläuchen, durch die der gute alte Wein der Frauenforschung fließt. Ich möchte ihn i.S. einer terminologischen Abgrenzung enger verstehen.

Die Geschlechterforschung ist epistemologisch davon bestimmt, dass sie Geschlecht als analytische Kategorie verwendet, als Beobachtungsinstrument. Dies führt zur Entdeckung von Geschlechtsunterschieden, insbesondere von sozialen Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen. Der Vorteil dieser Forschungsstrategie liegt in ihrer hohen Anschlussfähigkeit an das Alltagswissen. Die Forschung produziert gesellschaftlich

* Der folgende Text umfasst die überarbeiteten und teilweise erweiterten Statements von Stefan Hirschauer und Gudrun-Axeli Knapp während der Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung am 4.11.2005 in Hannover. Hinzu kommen die überarbeitete und nachträglich ergänzte Version ihres anschließenden Zwiegesprächs und ausgewählte Beiträge von TeilnehmerInnen der Tagung. Das Gespräch und die Diskussion mit dem Publikum wurden während der Tagung aufgezeichnet und von Claudia Voigt transkribiert. Die redaktionelle Arbeit übernahm Mechthild Bereswill. Der vorliegende Text ist das Ergebnis von mehrfachen Überarbeitungen und Erweiterungen durch alle Autorinnen und Autoren und geht somit über die Debatten vor Ort hinaus.

nützlich Wissen, gerade weil sie ihrerseits an die alltagsweltliche Konstitution des Gegenstands anschließt. Die Geschlechterunterscheidung des Alltagswissens wird dabei durch zwei forschungsinterne Momente verstärkt. Zum ersten durch den Reifikationsbedarf standardisierter Forschungsdesigns, gerade in der Soziologie: Man muss, um etwas zählen zu können, vorher klassifizieren. Zum zweiten durch die Politisierung der Forschung. Die politischen Dualismen des Pro und Contra, wir oder die, richtig oder falsch besetzen den Geschlechterdualismus, beleben ihn und frischen ihn auf.

2. These: Professionalisierung verlangt Entpolitisierung.

Die Politisierung der Geschlechterfrage war lange die wichtigste Triebkraft zur Institutionalisierung der Geschlechterforschung. Inzwischen ist sie das größte Hemmnis ihrer intellektuellen Entfaltung. Trotz aller Akademisierung ist die Geschlechterforschung immer noch politisch gerahmt: in der Positionierung als Kritik, in der Nutzenorientierung des Wissens und in der Rekrutierung des Personals. Sie folgt noch immer der Logik einer sozialen Bewegung. Daher wird die Geschlechterunterscheidung auch zu ihrer Selbstorganisation eingesetzt. Ihre Segmente folgen einer geschlechtlichen Fraktionierungslogik – Frauen, Männer, Queers – und sie hat eine Präokkupation mit der Frage, wer sie betreibt. Sie fasst das Forschungspersonal in Termini politischer Repräsentation auf und sie lässt sich als Vehikel der Frauenförderung verzwecken, um auf diesem seltsamen Wege endlich einen Teil der Karrierehemmnisse für Frauen an Universitäten aus dem Weg zu räumen.

Diese politische Rahmung ist für ein wissenschaftliches Unternehmen hochprekär. Schon die Soziologie ist als Fach geradezu belagert von Alltagswissen über jene Gesellschaft, auf die sie wissenschaftliche Ansprüche erhebt. Sie muss ihre Professionalisierung gegen die Möglichkeit begründen, eine überflüssige Wissenschaft zu sein. In der soziologischen Geschlechterforschung spitzt sich dieses Problem fachlicher Differenzierung noch weiter zu, weil gerade die Geschlechterbeziehungen von einem erfahrungsgesättigten und äußerst meinungsstarken, unerschöpflichen Alltagswissen besetzt sind. In einem Feld, in dem so viele schon Wissen haben und nach neuem Wissen verlangen, ist es extrem voraussetzungsvoll, das zu tun, was wissenschaftliches Wissen leisten muss: Fragen zu generieren, die nicht zu beantworten sind – *Unwissen* herzustellen, *Unwissen* aufzusuchen und auszuhalten. Der Geschlechterforschung fehlt es hier an Entlastung von Handlungsdruck, und ihre Politisierung kommt ihrer lebensweltlichen Umarmung weit entgegen. Sie zeigt sich u.a. in den Themen, für die sie sensibilisiert ist, vor allem *das* politikfähige Thema: die Ungleichheit von Lebenslagen. Völlig unterforscht bleiben kulturelle Aspekte des Geschlechterverhältnisses. Die Unterordnung der Geschlechterforschung unter eine Ökonomie der *politischen* Aufmerksamkeit und eine Logik des politischen Agenda-Settings ist der Preis, den sie für ihre vordergründige Nützlichkeit zahlt.

nützlich Wissen, gerade weil sie ihrerseits an die alltagsweltliche Konstitution des Gegenstands anschließt. Die Geschlechterunterscheidung des Alltagswissens wird dabei durch zwei forschungsinterne Momente verstärkt. Zum ersten durch den Reifikationsbedarf standardisierter Forschungsdesigns, gerade in der Soziologie: Man muss, um etwas zählen zu können, vorher klassifizieren. Zum zweiten durch die Politisierung der Forschung. Die politischen Dualismen des Pro und Contra, wir oder die, richtig oder falsch besetzen den Geschlechterdualismus, beleben ihn und frischen ihn auf.

2. These: Professionalisierung verlangt Entpolitisierung.

Die Politisierung der Geschlechterfrage war lange die wichtigste Triebkraft zur Institutionalisierung der Geschlechterforschung. Inzwischen ist sie das größte Hemmnis ihrer intellektuellen Entfaltung. Trotz aller Akademisierung ist die Geschlechterforschung immer noch politisch gerahmt: in der Positionierung als Kritik, in der Nutzenorientierung des Wissens und in der Rekrutierung des Personals. Sie folgt noch immer der Logik einer sozialen Bewegung. Daher wird die Geschlechterunterscheidung auch zu ihrer Selbstorganisation eingesetzt. Ihre Segmente folgen einer geschlechtlichen Fraktionierungslogik – Frauen, Männer, Queers – und sie hat eine Präokkupation mit der Frage, wer sie betreibt. Sie fasst das Forschungspersonal in Termini politischer Repräsentation auf und sie lässt sich als Vehikel der Frauenförderung verzwecken, um auf diesem seltsamen Wege endlich einen Teil der Karrierehemmnisse für Frauen an Universitäten aus dem Weg zu räumen.

Diese politische Rahmung ist für ein wissenschaftliches Unternehmen hochprekär. Schon die Soziologie ist als Fach geradezu belagert von Alltagswissen über jene Gesellschaft, auf die sie wissenschaftliche Ansprüche erhebt. Sie muss ihre Professionalisierung gegen die Möglichkeit begründen, eine überflüssige Wissenschaft zu sein. In der soziologischen Geschlechterforschung spitzt sich dieses Problem fachlicher Differenzierung noch weiter zu, weil gerade die Geschlechterbeziehungen von einem erfahrungsgesättigten und äußerst meinungsstarken, unerschöpflichen Alltagswissen besetzt sind. In einem Feld, in dem so viele schon Wissen haben und nach neuem Wissen verlangen, ist es extrem voraussetzungsvoll, das zu tun, was wissenschaftliches Wissen leisten muss: Fragen zu generieren, die nicht zu beantworten sind – *Unwissen* herzustellen, *Unwissen* aufzusuchen und auszuhalten. Der Geschlechterforschung fehlt es hier an Entlastung von Handlungsdruck, und ihre Politisierung kommt ihrer lebensweltlichen Umarmung weit entgegen. Sie zeigt sich u.a. in den Themen, für die sie sensibilisiert ist, vor allem *das* politikfähige Thema: die Ungleichheit von Lebenslagen. Völlig unterforscht bleiben kulturelle Aspekte des Geschlechterverhältnisses. Die Unterordnung der Geschlechterforschung unter eine Ökonomie der *politischen* Aufmerksamkeit und eine Logik des politischen Agenda-Settings ist der Preis, den sie für ihre vordergründige Nützlichkeit zahlt.

3. These: Die Gender Studies bearbeiten die blinden Flecken der Geschlechterforschung.

Neben der erwähnten epistemologischen Differenz von Gender Studies und Geschlechterforschung gibt es auch eine ontologische. Die Gender Studies sehen das Geschlecht nicht mehr als eine Eigenschaft des Menschen. Sie haben eine neue grundlagentheoretische Vorstellung vom Geschlecht etabliert, die genauso kontraintuitiv und alltagsfern ist wie die biologische Vorstellung, das Geschlecht sei in Aminosäuresequenzen fundiert. Geschlecht besteht aus einem von Personen dezentrierten kulturellen Prozess: Es ist ein Zeichengeschehen performativer Akte oder eine soziale Praxis.

Diese konzeptuelle Hintergehung des Alltagswissens richtet sich genau auf die blinden Flecken, die für den Vollzug der Geschlechterforschung notwendig sind. Die Geschlechterunterscheidung wird nicht als Prinzip der Eigenstrukturierung gebraucht, sondern als Phänomen genommen. Ihr Zusammenspiel mit anderen Differenzen wird nicht, wie in der Geschlechterforschung, als Verdrängungskonkurrenz diskutiert, sondern einfach als Konkurrenz sozialer Unterscheidungen untereinander. Vor allem erlaubt diese Perspektive, sich unbefangen damit zu beschäftigen, dass jene Unterscheidung, die für die Geschlechterforschung mehrfach konstitutiv ist, für eine soziale Praxis nebensächlich, bedeutungslos und uninteressant sein kann. Dies ist zugleich ein für die Diagnose moderner Gesellschaften zentraler Aspekt. Gerade moderne Gesellschaften sind durch ein Nebeneinander von Gleichheitsnormen und hartnäckiger Geschlechtsdifferenzierung, von geschlechtsneutraler Individualität und sexuierter Subjektconstitution gekennzeichnet.

Die Beschreibung einer solchen Gesellschaft erfordert, die Geschlechterunterscheidung kontingent zu setzen. Dann kann man fragen: Wann und wo wird sie ins Spiel gebracht? Wie wird sie wieder aus dem Spiel genommen? Durch wen oder was geschieht das? Wenn wir *mit* der Geschlechterunterscheidung beobachten, geht es um Fragen von Gleichheit oder Differenz, wenn wir *die* Geschlechterunterscheidung beobachten, geht es darum, ob diese Unterscheidung stattfindet oder nicht. Und diese Frage hält strikt dazu an, nicht Geschlechterforschung weiter zu treiben, wenn sich andere soziale Differenzierungen als wirksamer erweisen.

4. These: Die Geschlechterforschung unterschätzt die Gender-Indifferenz, weil sie das Geschlecht feminisiert.

Die genannten Themen der Gender Studies können in der Geschlechterforschung nur als Sprengstoff wahrgenommen und als Bestandsbedrohung abgewehrt werden. Vor allem die Thematisierung der Gender-Indifferenz berührt die *soziale Verfasstheit* der Geschlechterforschung. Diese hat sich als Frauenforschung ja in Opposition zu einer „Männerwissenschaft“ konstituiert. Feministische Erkenntnistheorien haben ein

Geschlecht des Wissens postuliert und mit unterschiedlich guten Gründen nahe gelegt, dass das Geschlecht des Personals der Wissenschaft die Wissensinhalte bestimme – im Kern eine *wissenssoziologische Hypothese*. Das Thema der Gender-Indifferenz bereitet dieser Hypothese nun folgendes Problem: Entweder sie ist falsch, weil sie die Relevanz von Geschlecht für das Denken maßlos überschätzt. Oder sie stimmt, dann aber trifft sie auch und in erster Linie auf die Geschlechterforschung selbst zu. Würde letzteres gelten, gäbe es etwas zutiefst Komisches an der Geschlechterforschung: dass diese Forschungsrichtung genau ihren Gender Bias für ihr „besseres Bewusstsein“ hält und ihn als Überzeugung pflegt.

Welchen epistemischen Effekt könnte es haben, dass die Geschlechterforschung fast ausschließlich von Frauen betrieben wird? Ich vermute, den einer systematischen Überschätzung der Relevanz, die die Geschlechterunterscheidung für moderne Gesellschaften hat. Wir strukturieren unsere Weltwahrnehmung nach unserer Selbstwahrnehmung. Der von Frauen wird aber ungleich stärker als der von Männern abverlangt, sich mit ihrem Frausein zu identifizieren, diesen Sachverhalt für einen überhaupt irgendwie bedeutsamen Umstand ihrer Lebensführung zu halten. Ich denke, dass es vor allem dieser Bias ist, der die Geschlechterforschung in ihrer Wissensproduktion bestimmt und „im Frausein gefangen“ hält.

Die Überzeugung, das Geschlecht sei eine *weibliche* Eigenschaft, die semantische Fixierung von Frau und Geschlecht aufeinander, ist ein wissensgeschichtliches Erbe des 19. Jahrhunderts. Die Frauenforschung hält in ihrer Sozialorganisation emphatisch an diesem Erbe fest: *Das Geschlecht sind die Frauen*. Es ist *ihre* Zuständigkeit und sie sind die kulturellen Stammhalter dieses Erbes. Will man solche und andere kulturelle Verknüpfungen nicht tradieren, sondern auflösen, muss man sich auf den Weg der Gender Studies machen.

5. These: Die Gender Studies sind kulturwissenschaftliche Grundlagenforschung in Konkurrenz zu den Naturwissenschaften.

Der lebensweltliche Sockel der Geschlechterdifferenzierung ist ein wissensgeschichtliches Erbe, das seit dem 19. Jahrhundert durch die Naturwissenschaften geprägt wird. Naturwissenschaftliche Tatsachen sind dabei nicht bloß Ideologeme, sie entstammen den materiell und personell bestausgestatteten kulturellen Praktiken, die sich unsere Gesellschaft zur Instituierung ihrer sozialen Tatsachen leistet. Die Naturwissenschaften stiften tief sitzende alltagsweltliche Überzeugungen, die nicht nach Kritik, sondern nach einer nachhaltigen kulturwissenschaftlichen Rekonstruktion verlangen. Was macht uns alle glauben, dass es sich beim Geschlecht um eine *natürliche* Eigenschaft handelt? Hier setzen die Gender Studies an, indem sie eine Rückverschiebung des ontologischen Rahmens zu einer Kulturalisierung der Geschlechterdifferenz anstreben. Diese Verschiebung ist ein Wettlauf zweier Wissenschaftskulturen um die Defi-

tion und die Auflösung der Geschlechterdifferenz: entweder im Medium von Körpertechnologien oder im Medium akademischer Sprachspiele. Konkurriert wird um öffentliche Aufmerksamkeit, um Definitionsmacht, aber auch um Lebensstile: In-Vitro-Fertilisation oder soziale Elternschaft, homosexuelle Gene oder geschlechtsunabhängige Partnerwahl, kosmetische Operationen oder ästhetische Pluralisierung, Geschlechtsumwandlung oder Ambiguitätstoleranz. Wenn die kulturwissenschaftliche Geschlechterforschung in solchen Fragen Gehör finden will, muss sie sagen können, woraus genau Männer und Frauen kulturell bestehen.

Die Gender Studies sind in meinen Augen jenes Forschungsfeld, das die ursprünglich biologische Frage der Geschlechterdifferenzierung zu einer Frage kulturwissenschaftlicher Grundlagenforschung gemacht hat. Sie sind eine Wissenschaft von der Geschlechterunterscheidung, die mit den Naturwissenschaften um die Beantwortung der Frage konkurriert, was das Geschlecht überhaupt ist: eine natürliche Tatsache unserer Organ- und Zellstrukturen oder eine sinnhafte und historische Praxis, in die auch Körper eingelassen sind. Was beide Unternehmungen *teilen*, ist die Suche nach einer Grundlagentheorie der Zweigeschlechtlichkeit. In dieser Ambition unterscheidet sich eine Analyse von kulturellen Codes nicht von einer Analyse genetischer Codes.

Wer in dieser Konkurrenz bestehen will, muss den politischen Diskurs klar scheiden vom wissenschaftlichen Diskurs, verstanden als ein gesellschaftlich anerkanntes Register der Artikulation sozialer Tatsachen. Es braucht einen vereindeutigten Willen zum Wissen: rückhaltlos zu objektivieren, d.h. einen Gegenstand – empirisch und begrifflich – *konstruktiv* herzustellen.

Gudrun-Axeli Knapp

Die Frage „Wozu Geschlechterforschung?“ zu beantworten, setzt voraus, dass die Frage „Was ist Geschlechterforschung?“ in einem verallgemeinerbaren Sinne schon beantwortet wäre. Diese Voraussetzung ist insofern problematisch, als sie die Möglichkeit handlicher Definitionen und Einstimmigkeit suggeriert. Beides ist illusionär, weil die Frage „Was ist Geschlechterforschung?“ in ein mehrschichtiges und umstrittenes Terrain führt. Die Gesichtspunkte, unter denen Geschlechterforschung bestimmt werden kann, und von verschiedenen Positionen her auch bestimmt wird, sind schwer auf *einen* Nenner zu bringen (Gegenstandsbereich, Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte, Perspektiven, Wissenschaftsprogrammatik, Funktionsbeschreibungen, Institutionalisierungsform, Verhältnis von Wissenschaft und Praxisbezug, Kritikverständnis etc.).

Kontroversen um das, was Frauen- und Geschlechterforschung und feministische Wissenschaft seien, sind so alt wie diese selbst. Vor allem bezogen auf die feministische Strömung im engeren Sinne sind die Einschätzungen gespalten. Zuschreibungen aus der *Außenansicht* reichen von sympathisierenden Zurkenntnisnahmen einer

Variante kritischer Wissenschaft bis hin zur skeptischen Beobachtung oder ideosynkratischen Ablehnung einer vermeintlich sich als Wissenschaft gerierenden politischen Ideologie.

Auch *innerhalb* der sich verändernden Konstellationen von Geschlechterforschung gab es stets unterschiedliche, historisch und vor allem nach Fächern variierende Bestimmungen ihres „proper object“ (Butler 1991) und damit verbunden auch der Auslegungen des Verhältnisses von Wissenschaft und Gesellschaftskritik, Theorie und Praxis. Besonders intensiv hat sich in ihrer Geschichte die explizit feministische Wissenschaftsströmung mit dem *Spannungsverhältnis* von Erkenntnis und Interesse (Habermas 1973), Engagement und Distanzierung (Elias 1983) auseinander gesetzt. Die epistemologischen und methodologischen Implikationen ihres Kritikanspruchs waren eines ihrer zentralen Themen, das schon in den frühen Debatten auf einem hohen Reflexionsniveau verhandelt wurde (vgl. z.B. Althoff/Bereswill/Riegraf 2001).

Ich weise darauf hin, um von Anfang an deutlich zu machen, dass ich pauschale Konstruktionen einer „politisch gerahmten“ Frauen-, Männer- und Geschlechterforschung, die ihre eigenen Voraussetzungen nicht erkennt, auf der einen und Gender Studies, eng verstanden als ethnomethodologische „Geschlechtsdifferenzierungsforschung“, auf der anderen Seite, die die Geschlechtsunterscheidung nicht als Ressource verwendet, sondern sie zu ihrem Gegenstand macht, für rhetorisch überzogen und der Sache nach irreführend halte. Ich stoße mich vor allem an dem unterstellten Nexus von Politischem und Bornierung bzw. erschöpfter wissenschaftlicher Produktivität, der hier vorausgesetzt ist.

Zu den Kontroversen um Geschlechterforschung im weiten Sinne gehört es, wie zu anderen Wissenschaftskontroversen auch, dass sie nicht im freien Bereich interesseloser Rede und Gegenrede stattfinden, sondern unter den Bedingungen eines durch Machtverhältnisse, Legitimationszwänge und Distinktionsbedürfnisse strukturierten Feldes. Auch unser Dialog über „Politik und den Willen zum Wissen“ hat als Erfahrungs- und Bezugshintergrund dieses Feld und je spezifische Positionen, Selbst-Positionierungen, Enkulturations-, Leidens-, Lern-, oder Konversionsgeschichten. Wir können über das Sein und Sollen der Geschlechterforschung nicht anders sprechen als vor dem Hintergrund der Bedingungen des Feldes sowie je *spezifischer* Erfahrungen. Für einen Dialog heißt das, dass füreinander nachvollziehbar zu machen wäre, aus welcher Perspektive und vor welchem Hintergrund man spricht. Ich meine dies nicht im Sinne einer Bekenntnisgeschichte oder Motivationsbiographie unseres jeweiligen Interesses an Geschlechterforschung, sondern eher im systematischen Sinne eines Wissenschaftsverständnisses, das die Grenzen seiner eigenen Geltungsansprüche im Blick behält und sich darum bemüht, auf die eigenen blinden Flecke zu reflektieren.

Wolfgang Welsch hat ein solches Wissenschaftsverständnis wie folgt charakterisiert: „Ein Diskurs, der das Niveau von Wissenschaftlichkeit besitzen möchte, kann heute nur derjenige sein, der innerhalb (der) Doppelstruktur von Aussage und Aus-

sagebedingungen operiert. (...) Im Idealfall führt solche Bedingungs- und Bedingungsrahmen-Transparenz zur Konturierung der Grenzen und Ausschlüsse, die mit dem jeweiligen Bedingungsrahmen verbunden sind“ (Welsch 1992, 48).

Für mich, die ich 1972 vom Journalismus her an die Universität kam, gehört es zu den wichtigen Erfahrungen mit Wissenschaft überhaupt mitzuerleben, wie *feministische* Theorie, die sich als Wissenschafts- und Gesellschaftskritik artikuliert, in ihren sachhaltigen und grundlagenkritischen Kontroversen immer wieder weiterführende Überlegungen sowohl zum Verständnis ihres Gegenstandsbereiches als auch der eigenen Erkenntnis-Konstellation hervorgebracht hat. Das war und ist *anders* als der wissenschaftlich eingetragene Wissenschaftsdiskurs im Rahmen des soziologischen und sozialpsychologischen *mainstreams*, aber auch etwas anderes als die mit harten Bandagen geführten Fehden der orthodoxen akademischen Linken nach '68.

Zunächst, und das wird von Stefan Hirschauer ebenfalls gesehen, hat die Frauen- und Geschlechterforschung Probleme und Themen auf die Agenda gesetzt, die von der überkommenen Forschung weitgehend ausgeblendet oder einseitig bzw. beschönigend behandelt worden waren. Sie hat das Wissen über die Gesellschaft und ihre Pathologien erweitert, indem sie sich *innerhalb* der Wissenschaft nicht nur auf das bezog, was als wissenschaftliches Wissen tradiert wurde, sondern indem sie ihre Fragen auch im Rekurs auf *außerwissenschaftliche* Erfahrungen generierte. In der Diskrepanz zwischen wissenschaftlichen Deutungsangeboten, die häufig genug den kulturell kursierenden Geschlechterstereotypen und -ideologien aufsaßen, und den Konfliktlagen von Frauen, die im Kontext einer sozialen Bewegung diskursfähig gemacht wurden und „Namen“ (Friedan 1966) bekamen, steckte der Stachel, der sie antrieb. Die Form, in der sie sich artikuliert, war die Form der Kritik als Medium gesellschaftlicher Aufklärung. Feministische Kritik verstehe ich als nach wie vor unverzichtbaren Teil des Prozesses gesellschaftlicher Selbstreflexion, der auch mit Hilfe und innerhalb von Wissenschaft stattfindet und der die Formen und Resultate feministischer Aufklärung einbezieht. Kritik, sofern sie mit wissenschaftlichem Geltungsanspruch als methodisch reflektiertes Wissen auftritt, kann nicht identisch sein mit Politik. Sie würde sich bornieren, wenn sie theoretisch und methodisch nicht Vorkehrungen treffen würde, die sicherstellen, dass ihre Vorannahmen konterkariert werden können. Und selbstverständlich muss sie sich nach den Regeln des *State of the Art* ausweisen. Auch diese können jedoch selber Gegenstand begründeter Kritik werden, wie die Geschichte der Soziologie belegt. Im Sinne des oben zitierten Wissenschaftsverständnisses gilt für alle Richtungen, dass sie ihr Verfahren und ihren epistemischen „Ort“ mit Blick auf die Differenz und den Zusammenhang von Genesis und Geltung wissenschaftlichen Wissens begründen können müssen. Dies gilt auch für die von Stefan Hirschauer vertretene Haltung der ethnomethodologischen Indifferenz. Sie kann nicht einfach als wissenschaftlich *vorausgesetzt*, sondern sie muss hinsichtlich der Bedingungen ihrer Möglichkeit sowie ihrer Implikationen ausgewie-

sen werden. Da Indifferenz als methodische Vorkehrung nicht völlig abzulösen ist von der Haltung gegenüber den jeweils untersuchten Problemen, wäre auch die in ihr implizierte Parteinahme für den Status quo einzubeziehen in die Reflexion der eigenen Aussagebedingungen.

Sichtschatten erkennen lernen durch Vergleich

Das Ausgangsproblem feministischer Forschung in den Kultur- und Sozialwissenschaften war die herrschaftsförmige Verfassung von Geschlechterdifferenz und Geschlechterverhältnissen, zu der die bisherige Forschung so wenig zu sagen hatte. *Medium* von Herrschaft sind historisch konstituierte Formen von Verdinglichung, d.h. auch Normalisierung von Geschlechterdifferenz und Geschlechterverhältnissen in Wissenschaft, Kultur und Gesellschaft. So kurz vor dem 175. Geburtstag von Hedwig Dohm könnte man auch hinzufügen: Formen der „Versämtlichung“.

Von Anfang an ging es dabei in einer Doppelbewegung um die Frage nach Kontinuität und Wandel im Geschlechterverhältnis sowohl mit Blick auf dessen gesellschaftliche Verfasstheit als auch mit Blick auf die wissenschaftliche Reflexion, die sich solcher Fragen annimmt.

Dabei hat sich die Frauen- und Geschlechterforschung theoretisch zunehmend ausdifferenziert. Sozialhistorisch- und kulturvergleichend orientierte Ansätze, diskurs-theoretische, de-konstruktivistische, sozialkonstruktivistische und Ansätze, die sich auf Varianten kritischer Theorie im weiten Sinne beziehen, sie alle sind aufgegriffen und weiterentwickelt worden zur Analyse von Machtverhältnissen, Phänomenen der Verdinglichung und deren Wandel. Inzwischen haben wir nach meiner Wahrnehmung quer durch die verschiedenen Richtungen hindurch einen weitgehenden Konsensus hinsichtlich der Kritik essentialisierender oder „identitätslogischer“ (Adorno 1966) Konstruktionen von Geschlechterdifferenz. Dieser Konsensus ist negativer Art im Sinne eines verbreiteten Einvernehmens über Reflexionsniveaus, die man tunlichst nicht unterschreiten sollte. Von unterschiedlichen Theorietraditionen ausgehend wurden alle möglichen Formen der Universalisierung, Ontologisierung, Substantialisierung, Positivierung, Normalisierung, Reifizierung und auch Naturalisierung der Geschlechterdifferenz und des Geschlechterverhältnisses kritisch auseinandergenommen, wie sie das Europa des 19. Jahrhunderts so folgenreich und nachhaltig hervor-gebracht und verbreitet hat.

Den polyparadigmatischen Charakter der Frauen- und Geschlechterforschung verstehe ich als eine Stärke. Mit Foucault oder Bourdieu bewegt man sich in einem anderen Begriffsdispositiv als mit Max Weber, Luhmann oder der älteren Kritischen Theorie, die historischen Vermittlungsverhältnissen von Subjektivität und Objektivität, Individuation und Vergesellschaftung nachgeht; im Horizont interaktionistischer Ansätze sieht man andere Vorgänge „scharf“ als im Rekurs auf Strukturtheorien

unterschiedlicher Provenienz, innerhalb des linguistischen Paradigmas stellen sich andere Fragen als in der historisch-materialistischen Tradition usw. Die jeweiligen Theorieperspektiven können sich wechselseitig nicht „ersetzen“, wohl aber im Dienste von Komplexitätssteigerung ihre jeweiligen Sichtschatten illuminieren und damit neue Fragen und theoretische Integrationsversuche anregen.

Von dieser Warte aus betrachtet liegt der *spezifische* Beitrag der wissenssoziologisch-konstruktivistischen Geschlechterforschung zweifellos darin, dass sie die Geschlechterunterscheidung selbst in besonderer Weise zum Gegenstand von Forschung gemacht hat. Die Ethnomethodologie hat die Zweigeschlechtlichkeit von der Transsexualität her und über den Kulturvergleich entselbstverständlicht und damit einen erweiterten Horizont für die Erforschung kultureller Praktiken der Unterscheidung eröffnet. Vor allem die mikrologische Ausdifferenzierung gehört zu ihren Stärken. Über die gesellschaftliche Einbettung, Vermitteltheit oder Formbestimmtheit der untersuchten Praktiken gibt sie weniger Auskünfte, ebenso wenig über ihren eigenen epistemischen Ort, aber auch das wird in der Geschlechterforschung zunehmend diskutiert.

Auf dem Hintergrund der Einsicht in die grundlegende Begrenztheit *jeder* Forschungsperspektive kann ich unter inhaltlichen Gesichtspunkten schwer nachvollziehen, warum es weiterführend sein soll, für einen zwar wichtigen, aber seinerseits begrenzten Ansatz ein *claim* mit eigenem Namen („Geschlechtsdifferenzierungsforschung“) abzustecken. Die Beschreibung einer Paradigmen-differenzierung in der Geschlechterforschung entlang der Scheidelinie „Beobachtung *mit* der Geschlechterunterscheidung“ / „Beobachtung *der* Geschlechterunterscheidung“ (Hirschauer 2003, 469) erscheint mir angesichts des großen Überlappungsbereichs zwischen den Feldern letztlich nicht überzeugend. Am wenigsten nachvollziehen kann ich jedoch den Aufbau der Bühne, auf der dieses *claiming* inszeniert wird: die Positionierung als konturiertes wissenschaftliches Unternehmen, das sich legitimatorisch von dem Schreckgespenst einer „politisch gerahmten“ (was immer das sei) Frauen-, Männer- und Geschlechterforschung abgrenzt, die ihre blinden Flecke durch Tabus schützt.

Doing politics: Distinktion durch Abwertung

Für Stefan Hirschauer (2003) steht fest, wie er es in seiner Antrittsvorlesung formulierte, dass die „Politisierung zum größten Hemmnis der Weiterentwicklung der Geschlechterforschung wird.“ Ihr wird angekreidet, dass sie zu einem „Mangel an Fremdheit“ gegenüber dem Gegenstand führe, eine selektive Wahrnehmung bestimmter Themen begünstige, einem aus der Logik politischen Agenda-Settings abgeleiteten Primat der Wiederholung und Bestätigung bestimmter Aussagen vor der Verfremdung und Überraschung folge, eine aktivische Erwartungshaltung nähre, die Forschung daran messe, ob sie „transparenttaugliche Ergebnisse“ liefert. „Politischer Populismus“ und „normative Gefälligkeit der Forschung“ hätten dazu beigetragen, dass zen-

trale Gründe der Benachteiligung von Frauen unterforscht blieben. Außerdem arbeitete sie auf der Basis einer vor-professionellen Verwechslung von „sozialen Problemen“ und „soziologischen Problemen“ und verwende die Geschlechterunterscheidung nicht nur als analytisches Instrument der Wissensproduktion, sondern als Instrument der Selbstorganisation und damit Schließung. (Die Aussagen finden sich in dem Abschnitt „Die politische Rahmung der Geschlechterforschung“, 462-466.)

Es fällt mir schwer, eine solche Beschreibung nicht als ausschließlich wissenschafts-politisch-strategisch motiviert zu sehen. Das liegt an der polarisierenden Anlage und dem pauschal behauptenden Charakter der Argumentation, die sich dem Sowohl-als-auch und dem Einerseits-andererseits, das es ermöglichen würde, unterschiedliche Aspekte der Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung gegeneinander abzuwägen, verweigert. Eine gewisse Fruchtbarkeit des politischen Impetus der Frauen- und Geschlechterforschung wird – in einer zeitlichen Projektion – nur für die Anfangsjahre konzediert. Damit bewegen wir uns in der Erzählform des „vom-vom-zum-zum“ (Jandl) und landen unweigerlich in den Gründen für ein Ausstiegsszenario. An dieser Suggestion ändert auch das Bild einer arbeitsteiligen Koexistenz nichts, das in dem „Vierfelderschema“ zur Paradigmendifferenzierung in der Geschlechterforschung skizziert wird (ebd., 469).

Innerhalb einer solchen „Anordnung“ lässt sich schwer ein Gespräch führen. Ich möchte jedenfalls nicht in die Situation gebracht werden, Aspekte oder Entwicklungen an der Geschlechterforschung zu *verteidigen*, die ich in der Vergangenheit gelegentlich selbst problematisiert habe (unter anderem 1988 auf der von mir organisierten Hannoveraner Sektionstagung „Frauenforschung im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik“). Ebenso wenig möchte ich auf *Polarisierung* orientiert werden, wenn gerade die Mischungen und Spannungsverhältnisse das Realitätshaltige sind. So halte ich es auch für die Erforschung von Ungleichheit für unverzichtbar, *die* Geschlechterunterscheidung zu untersuchen und nicht nur *mit* der Geschlechterunterscheidung im Sinne ihrer Voraussetzung als unabhängiger Variablen. Last but not least möchte ich aber auch nicht in die Situation gebracht werden, möglicherweise bedenkenswerte und u.U. anregende Überlegungen zu *verwerfen*, nur weil ihre rhetorische Verpackung polemisch ist. Es gibt in Stefan Hirschauers Feldbeschreibung durchaus Aspekte, die ich teilen würde.

In diesem Sinne noch ein paar Bemerkungen: Nachvollziehbar ist für mich der Impetus, gegen die inner- und außerhalb der Wissenschaft zu beobachtende Verwandlung des Gender-Begriffs in ein Allerweltslabel, an die *spezifische* Problem- und Begriffskonstellation zu erinnern, aus der heraus er entstanden ist und in deren Rahmen er als Teil des Grenzen markierenden und reifizierenden Zwillingspaars Sex/Gender seine ebenso spezifische und deshalb auch begrenzte Produktivität entfalten konnte. Diesen Entstehungskontext in Bezug auf die Arbeitsteilung und die neuerlichen Machtverschiebungen zwischen Natur- und Kulturwissenschaften zu reflektieren, wie es auch

Joan Scott (2001) getan hat, mit ihrem Plädoyer „give sex a history“, finde ich richtig und wichtig. Ich verstehe solche Vorschläge als die Reformulierung und Re-Konfiguration eines bestimmten Bereichs von Fragestellungen angesichts einer veränderten Erkenntniskonstellation.

Zum Problem wird allerdings die Vermischung einer Bereichsklärung mit einer Strategie der Grenzmarkierung qua Abqualifizierung. Ort und Anlass der Inszenierung, die Vorlesung zum Antritt einer Professur mit einer Teildenomination im Bereich der Gender Studies, sind durchaus symbolträchtig. Es ist selbstverständlich, dass ein neuer Professor sich bei einer so prominenten Gelegenheit mit seinem Forschungsfeld präsentiert und positioniert. Das wird von ihm erwartet. Für nicht mehr selbstverständlich halte ich es allerdings, wenn – im klaren Bewusstsein der verschärften Bedingungen an den Hochschulen und im Wissenschaftssystem – die eigene Position gegen eine zu weiten Teilen als Popanz aufgebaute Variante kritischer Wissenschaft profiliert wird, deren Wohnrecht im Haus der Wissenschaften prekär geblieben ist.

Entgegen Stefan Hirschauers recht pauschal geratenen Anwürfen gegen „politisch gerahmte“ Frauen- und Geschlechterforschung sehe ich in dem *politischen Impetus* der feministischen Wissenschaftsströmung, bei allen Veränderungen, die zu konstatieren sind, nach wie vor eine *wissenschaftliche* Produktivkraft. Ich verteidige den kritischen Anspruch *in* der Geschlechterforschung mit einem weiten Kritikbegriff, ohne daraus eine normative Verpflichtung für jegliche Forschung im Themenbereich Gender ableiten zu wollen. Das wäre angesichts der pluralen Zusammensetzung des Feldes ja auch absurd, in dem aus Gründen, die ich persönlich nicht teile, auch eine Haltung der Indifferenz gegenüber Disparitäten im Geschlechterverhältnis vertreten werden kann – und dies offenkundig nicht nur als methodische Attitüde.

Wenn ich von feministischer Kritik im Wissenschaftsfeld spreche, dann habe ich allerdings keinen berufsverbandlich organisierten Kreis von Personen vor Augen, sondern ein länderübergreifendes, transdisziplinäres, vielstimmiges Netzwerk, das sich immer wieder in unterschiedlichen Arbeitskonstellationen und Kommunikationen materialisiert und neu konstellierte. Es ist ein beweglicher und weitgespannter Gesprächshorizont, der institutionell und personell bis in die Gegenwart hinein weniger abgeschottet ist gegenüber außerwissenschaftlichen Praxisfeldern und Erfahrungen, als das im akademisch-professionellen Kontext sonst die Regel ist.

Ich habe die feministische Diskurskonstellation einmal als „heiße epistemische Kultur“ bezeichnet wegen der charakteristischen Intensität und des debattenförmigen Verlaufs ihrer Klärungsprozesse. In dem Zusammenhang habe ich auf die aporetische Struktur dieser Konstellation hingewiesen: den Bezug auf ein „Wir“, ein Referenzsubjekt („Frauen“ oder geschlechtsübergreifend: „*feminists*“), das als regulative Idee gleichzeitig unverzichtbar und im Sinne einer substantiellen Identität von Erfahrungen und Interessen unmöglich ist (Knapp 2001). Die „*imagined community*“ (Anderson 2002) feministischer Kritik konstituiert einen Bezugshorizont, in dessen Rahmen es

möglich ist, dass Fliehkräfte, die mit unterschiedlichen Positionen, Problemlagen etc. verbunden sind, immer wieder umgewandelt werden in Potentiale der Abarbeitung aneinander. Dies bezieht sich sowohl auf gesellschaftliche Positionierungen und Erfahrungen der am Diskurs beteiligten oder von ihm ausgeschlossenen Subjekte als auch auf interparadigmatische Differenzen, wie sie u.a. in der *epistemology debate* verhandelt wurden. Die jüngste Erweiterung des Problemhorizonts der Geschlechterforschung, die – wie immer noch programmatische – *intersektionelle* Perspektive, in der es um die Verhältnisse zwischen unterschiedlichen Achsen von Ungleichheit und Differenz geht, ist wesentlich aus solchen innerfeministischen Abarbeitungs- und Kritikprozessen entstanden.

Dispositive der Sexuierung und androzentrische Inversion

Auch wenn sich in jüngerer Zeit vermehrt männliche Kollegen der Geschlechterthematik annehmen, ist die Geschlechterforschung, zumal in Deutschland, überwiegend in der Zuständigkeit von Frauen geblieben. Das hat Gründe, die in der Struktur des Problems und der Geschichte dieser Wissenschaftsströmung liegen. Notwendig ist eine solche Arbeitsteilung letztlich ebenso wenig wie die sexuierte Arbeitsteilung im Haushalt. Und selbst für feministische Theorie im engeren Sinne gilt, dass sie nicht allein von Frauen betrieben werden müsste, da die Intentionen feministischer Kritik der Sache nach ebenso konsensfähig sind wie andere Intentionen auf Aufklärung. Zur Erforschung des Rassismus muss man nicht schwarz sein, zur Erforschung von Normalisierungsprozessen nicht *queer*. Dass sich gleichwohl Erkenntnisinteressen empirisch häufig im Zusammenhang spezifischer Erfahrungen konstituieren und erst über diese Entzündung eines besonderen Willens zum Wissen bestimmte Themen auf die akademische Agenda gebracht werden, sagt viel über die politische Struktur der Aufmerksamkeits- und Indifferenzökonomie in den Wissenschaften aus. Es begründet aber nicht, dass persönliche „Betroffenheit“ eine *notwendige* Voraussetzung für das Interesse an der Erforschung gesellschaftlicher Phänomene von Unterscheidung und Hierarchisierung sein müsste. Überdies ist ein *politischer* Impetus im Interesse an der Aufklärung problematischer Sachverhalte nicht gleichzusetzen mit einem *identitätspolitischen* Impetus. Stefan Hirschauer differenziert hier zu wenig. Wer die Ursachen für thematische Arbeitsteilungen und personelle Selektions- und Schließungsprozesse in der „politischen Rahmung“ sucht, setzt implizit Identitätspolitik voraus. In der Logik dieser Voraussetzung liegt es, die Gründe für Seklusion bei den Sekludierten zu suchen. Dabei spiegelt und bricht sich in dem Ineinander von Seklusionen, Exklusionen und Inklusionen der Frauen- und Geschlechterforschung und der sie tragenden Personen in vielen Facetten die sexuierte Dialektik von Besonderem und Allgemeinem, die Claudia Honegger (1991) in ihrem Buch über die „Wissenschaften vom Menschen und das Weib“ so aufschlussreich dokumentiert hat.

Viele, die später Feministinnen wurden, haben nicht im Geringsten daran gedacht, sich als „Frauen“ zu thematisieren, als sie in das Wissenschaftsfeld mit seinen universalistischen Maßstäben und Objektivitätsverheißungen eintraten. Ihre Vergeschlechtlichung war ein allmählicher Prozess von Ausgrenzungserfahrungen und Reaktionsbildungen, und seine Politisierung wurde unabweisbar, um die androzentrischen Schlagseiten in Wissenschaft und Gesellschaft markieren zu können. Die zugleich aufgezwungene und angeeignete Geschlechtszuständigkeit in der Bearbeitung von Fragen des Geschlechterverhältnisses, ebenso wie die von innen und außen betriebene Besonderung, sind Indikatoren für die nachhaltigen Wirkungen dieses bemoosten und zugleich so modernen sexuierten Dispositivs, in dem Frauen das Geschlecht repräsentieren. Ich vertrete die These, dass dieses Dispositiv nicht an Strukturierungsmacht verloren hat, wie manche meinen, sondern dass es derzeit unter den Bedingungen einer individualistischen und marktliberalen Ideologie neu formatiert wird und neu bestimmt werden muss. Dieses Dispositiv ist nicht durch individuelle Akte voluntaristisch außer Kraft zu setzen. Die Intervention von Stefan Hirschauer ist auf diesem Hintergrund als Versuch einer Positionierung jenseits des vergeschlechtlicht/feminisierten Bereichs der Besonderung zu lesen. Der Wunsch ist nachvollziehbar. Die gewählten Mittel allerdings bestätigen und nutzen die Logik der herrschaftsprägnierten Trennung von Allgemeinem und Besonderem, der androzentrischen „Inversion in der Herzkammer der Moderne“ (Honegger 1991, 1), anstatt zu ihrer Transzendierung beizutragen.

Herstellung von Nichtwissen: methodisch – gesellschaftlich

Noch eine abschließende Bemerkung: Stefan Hirschauer reklamiert für die ethnomethodologische Erforschung von „Geschlechtsunterscheidungen“, dass ihr Modus operandi die methodische „Herstellung von Nichtwissen“ sei. Der damit verbundenen Aufforderung zu einem überlegten Einsatz des Geschlechterschemas in der Geschlechterforschung kann ich ohne Umschweife zustimmen: dasjenige, dessen spezifisches Gewicht erforscht werden soll, kann selbstverständlich nicht als omnirelevant vorausgesetzt werden, sonst könnte man sich den Umweg über Forschung sparen. Die Kontrastierung einer bornierungsanfälligen Forschung, die *mit* der Geschlechterunterscheidung beobachtet, und einer von ihm verfochtenen Richtung, die sich vorteilhaft dadurch abhebt, dass sie *die* Geschlechterunterscheidung beobachtet, halte ich jedoch für unterkomplex. Die weiterführenden Fragen liegen aus meiner Sicht sämtlich *jenseits* der genannten Pauschalkonstruktionen. Zum einen, weil man auch *mit* der Geschlechtsunterscheidung in ausgedehnte Bereiche des Nicht-Wissens sehen kann. Zum anderen, weil sich das Problem der „gender lenses“ (Bem 1993) erkenntnistheoretisch (Problem der Referenz/Beobachtung erster und zweiter Ordnung etc.) nicht so einfach umgehen lässt, wie es Stefan Hirschauers Argumentation suggeriert. Ich

jedenfalls bekäme sehr gern einmal von ihm das epistemologische Kunststück vorgeführt, die Geschlechtsunterscheidung zu beobachten, ohne je mit der Geschlechtsunterscheidung zu beobachten (siehe auch: Hagemann-White 1993).

Die *methodische* Frage der „Herstellung von Nichtwissen“ in der Forschung ist wichtig und sie stellt sich in jedem Feld und Projekt neu. Hier liegt eine wichtige Baustelle der Geschlechterforschung. Für mich gewinnt allerdings zur Zeit eine andere Form der systematischen Produktion von Nichtwissen zunehmend an Brisanz, deren Dimensionen allmählich erahnbar werden. Im Zuge gesellschaftlichen Wandels, insbesondere im Zusammenhang zunehmender transnationaler Verflechtung und Globalisierung in Kultur und Gesellschaft, wird die überkommene begriffliche Matrix der Gesellschaftsanalyse in neuer Weise herausgefordert. Wie wir uns als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Feld der Geschlechterforschung *dazu* verhalten ist für mich zu einer vorrangigen Frage geworden. Mich besorgt der Zustand der Frauen- und Geschlechterforschung weniger, weil sie aufgrund ihres Interesses an bestimmten sozialen Problemlagen immer noch nicht aufgegeben hat, *mit* der Geschlechtsunterscheidung zu beobachten. Und ich halte dies auch nicht für einen Indikator unterentwickelter Professionalität. Mich besorgt angesichts der Brüche und Verwerfungen im gesellschaftlichen Gefüge eher, dass wir in den vergangenen Jahren so wenig Kompetenz entwickelt haben, solche Wandlungen, die alle gesellschaftlichen Verhältnisse von Differenz und Ungleichheit tangieren, auf der Höhe der Probleme der Gegenwart zu begreifen. Dass die soziologische Geschlechterforschung im Mikrobereich immer raffinierter, aber zu großen Teilen gesellschaftstheoretisch abstinent geworden ist, halte ich unter dem Gesichtspunkt des professionellen Kompetenzspektrums, das sie repräsentiert, für ein Problem. Dies umso mehr, als ihr eine bezogen auf Fragen des Geschlechterverhältnisses nach wie vor wenig kompetente und häufig indifferente Makrosoziologie bzw. Gesellschaftstheorie gegenübersteht. Dieses Nichtwissen nach besten Kräften in einer *integrativen* Perspektive zu bearbeiten, wäre die Agenda, die ich vorzuschlagen hätte. Eine solche Agenda geht von drei Voraussetzungen aus:

- einer Pluralität der theoretischen Perspektiven, die in Bezug aufeinander reflektiert werden. Angesichts wachsender gesellschaftlicher Komplexität und eines zunehmenden Komplexitätsbewusstseins scheint es weniger denn je sinnvoll, Gegenwartsanalyse, die auch Geschlechterverhältnisse einbezieht, von einem einzelnen der zur Zeit in mehr oder weniger ausgearbeiteter Form vorliegenden theoretischen Ansätze aus zu betreiben;
- dass Geschlechterverhältnisse nur begriffen werden können, wenn sie in ihrer Vermittlung durch andere Formen sozialer Strukturierung und Ungleichheit analysiert werden. Aus diesem Grunde halte ich die im anglo-amerikanischen Sprachraum unter der Bezeichnung Intersectionality geführte Debatte für eine wichtige Erweiterung;

- dass man der so gefassten Komplexität gesellschaftlicher Strukturzusammenhänge und Strukturierungsprozesse nur gerecht werden kann durch eine Verknüpfung mikro-, meso- und makrologischer Perspektiven. Ich schließe nicht aus, dass auch die „Geschlechtsunterscheidungsforschung“ im Sinne von Stefan Hirschauer hierbei wichtige Beiträge liefern kann. Diese könnten im Sinne des eingangs umrissenen Wissenschaftsverständnisses umso „welterweiternder“ ausfallen, je mehr Reflexionen über die Grenzen des eigenen Paradigmas als Element und Ausweis der eigenen Wissenschaftlichkeit integriert werden und je selbstverständlicher man sich an den *starken* Seiten der jeweils anderen abarbeitet und profiliert.

Zum Verhältnis zwischen Geschlechterforschung und feministischer Kritik – eine dialogische Kontroverse

Stefan Hirschauer: Ich will zunächst mal zwei, drei Missverständnisse ausräumen. Zuerst: Ich verstehe Gender Studies überhaupt nicht bloß als ethnomethodologische Forschung. Nicht nur die Ethnomethodologie fragt nach der Geschlechterdifferenzierung, sondern etwa auch die Systemtheorie. Beiden geht es um eine Öffnung von einer Bindestrichsoziologie, die Frauen und Männer einreicht in Familie, Sport, Industrie usw. zur Allgemeinen Soziologie hin. Darüber hinaus ist Geschlechterdifferenzierung aber auch schon lange Thema in der Ethnologie, Linguistik und Geschichtswissenschaft – man denke nur an Thomas Laqueurs famose Studie „Auf den Leib geschrieben“.

Ich erhebe mit meiner Darstellung einer doppelten Paradigmendifferenzierung daher auch gar nicht einen Claim für einen spezifischen Theorieansatz in der Soziologie. Paradigma meint hier schon ein bisschen mehr. Ich kann daher die von Dir reklamierten Überlappungen zwischen einzelnen Theorieansätzen sehr wohl sehen und ich würde mich auch selbst nie als Vertreter der Ethnomethodologie sehen, dafür sind für mich Goffman und Foucault oder auch Luhmann viel zu wichtig. Worauf es mir ankommt ist, dass es zwischen der Nutzung und der Beobachtung der Geschlechterunterscheidung keinerlei Überlappung gibt. Das schließt sich einfach logisch aus. Ferner mache ich auch nicht den Vorwurf eines Reflexionsdefizits, sondern ich sage eher im Sinne Luhmanns: Es gibt einen notwendigen blinden Fleck für den Vollzug der Geschlechterforschung. Wenn man die Geschlechterunterscheidung benutzt, kann man sie nicht gleichzeitig beobachten. Du hast völlig recht, solche blinden Flecken gibt es mit Sicherheit zwangsläufig, wenn man das Argument so allgemein hält, auf jeder Seite. Nur, ich muss erstaunt zur Kenntnis nehmen, dass Du nun von mir erwartest, dass ich blinde Flecken bei mir aufdecke. Das kann nur ein Beobachter.

Axeli Knapp: Ja, deswegen machen wir doch einen Dialog.

Stefan Hirschauer: Okay.

Axeli Knapp: Darf ich das schnell noch etwas genauer fassen? Ich stimme natürlich zu, dass man erkenntnislogisch und ganz prinzipiell nicht simultan zwei Perspekti-

ven in der Weise einnehmen kann, dass man zugleich die Sache und das Denken der Sache denkt bzw. dass man *mit* einer Unterscheidung oder *die* Unterscheidung beobachtet. So verstanden ist ein blinder Fleck im Vollzug des Denkens/Beobachtens notwendig impliziert. Aber dies ist in der Tat ein sehr abstrakter Bezugspunkt. Und wenn Du in Deinem Text, auf den ich mich bezogen habe, davon schreibst, dass die Frauen- und Geschlechterforschung ihre blinden Flecke durch Tabus schützt, dann impliziert eine solche Feststellung doch auch, dass durch Formen der Enttabuisierung blinde Flecke offengelegt werden können. Du erweiterst also selbst den Assoziationshorizont über die prinzipielle erkenntnislogische Feststellung hinaus. Selbstverständlich kann ich im praktischen Prozess des Denkens – und das meine ich mit dem Bezug auf Selbstreflexion – auch auf das eigene Denken reflektieren, etwa, indem ich die Perspektive anderer Theorieoptionen und damit die Position eines externen Beobachters einnehme. Methodologisch sind ein Denken *der* oder *mit* der Geschlechtsunterscheidung keine Alternativen, weil im Forschungsprozess immer beides geschieht. Du kannst nicht die Geschlechtsunterscheidung beobachten, ohne dabei ein Konzept von Geschlechtsunterscheidung einzusetzen.

Stefan Hirschauer: Du hast Recht, mein Argument geht über das Erkenntnislogische hinaus. Es gibt die Tabus ja auch. Die Omnirelevanzannahme und der unbalancierte Androzentrismusverdacht funktionieren genau so. Was Forschungsprozesse betrifft: Da ist der kontrollierte Umgang mit der Geschlechterdifferenz in der Tat eine Herausforderung. Und Deine Aufforderung, das „epistemologische Kunststück“ von Differenzbeobachtung vorgeführt zu sehen, ist völlig berechtigt. Das ist eine Frage, an der ich aktuell arbeite.

Axeli Knapp: Jetzt noch einmal zu Deinem Vorschlag einer Paradigmendifferenzierung: Es hat in etwa den vergangenen fünfzehn Jahren im weiten Feld der feministischen Theorie/Geschlechterforschung/Gender Studies und im Zusammenhang konstruktivistischer und dekonstruktivistischer Ansätze sehr unterschiedliche theoretische Entwicklungen gegeben. Mir scheint, dass der Überschneidungsbereich und Variantenreichtum zwischen den beiden Polen Deiner Basisunterscheidung (Beobachten *mit*/Beobachten *der* Geschlechtsunterscheidung) recht groß geworden ist. Vielleicht sogar zu groß, um eine einigermaßen trennscharfe Konturierung in der Richtung zu erlauben, wie Du sie vornimmst. Selbst in der Ungleichheitsforschung wird zunehmend konstruktivistisch argumentiert, und die reifizierenden Effekte der eigenen Praxis sind in unterschiedlicher Weise Thema geworden. Natürlich gibt es nach wie vor Formen einer soziologischen Empirie, die sich weniger skrupulös mit ihren Voraussetzungen beschäftigt. Dies ist aber nicht charakteristisch für die Frauen- und Geschlechterforschung, sondern für einen erkenntnistheoretischen Nachholbedarf in Empirie allgemein. Ich finde es aus epistemologischen und methodologischen Gründen nicht überzeugend, eine Differenzmarkierung zwischen Frauen- und Geschlechterforschung und Geschlechtsunterscheidungsforschung an dem von Dir postulierten Unterschied

festzumachen. Ich halte es für besser, das nicht so grundsätzlich und stark, wie Du es machst, als epistemische Differenz zwischen Paradigmen zu veranschlagen.

Stefan Hirschauer: Gut, das sehe ich anders. Ich finde die Paradigmendifferenzierung recht plastisch, und ich identifiziere sie keineswegs mit einzelnen Ansätzen oder Autorinnen und Autoren. Ich denke, dass ich das Verhältnis von Geschlechterforschung und Genderforschung hinreichend klar als ein Komplementärverhältnis, mit polemischen Randnotizen, keine Frage, aber als ein Komplementärverhältnis dargestellt habe. Man kann zum Beispiel keine Ungleichheit zwischen Frauen und Männern feststellen, wenn man nicht die Geschlechterunterscheidung einsetzt; reifizierend, als unabhängige Variable. Dieses Wissen ist nützlich, das muss produziert werden. Ich stelle das überhaupt nicht in Frage. Dass ich dann eine Konkurrenz zwischen diesen Forschungsrichtungen erzeuge, ist richtig. Ich meine, von dieser Konkurrenz lebt das Geschäft.

Axeli Knapp: Du machst *aber mehr*. Du eröffnest eine Perspektive und positionierst sie in diesem Wissenschaftsfeld, das unter Rahmenbedingungen von Konkurrenzdruck und Ressourcenkürzungen steht, wie es beispielsweise Sabine Hark in ihren Arbeiten kritisch untersucht. Diese Platzierung klingt nicht gerade nach unschuldiger Komplementarität.

Stefan Hirschauer: Natürlich ist das nicht unschuldig. Du ironisierst ja meine Polarisierung von alt und neu, wenn Du mit Ernst Jandl sagst, das „vom-vom-zum-zum“ lande in einem Ausstiegsszenario. Natürlich ist das Rhetorik. Aber es ist die Rhetorik des Wissenschaftsbetriebs, also eines Feldes, das sich selbst unter permanenten Innovationsdruck setzt. Und Du weißt, dass ich nicht nur einen Ausstieg aus der Geschlechterforschung, sondern auch aus den Gender Studies für nötig halte, eben um die auch Dich interessierenden Fragen der Intersectionality ohne Gender Bias untersuchen zu können.

Axeli Knapp: Es ist richtig, die feministische Diskussion über Differenzen hat Fragen ins Zentrum der Geschlechterforschung gerückt, die im alleinigen Fokus auf die Kategorie Geschlecht nicht beantwortet werden können. Insofern hat sie - und das verdankt sich zu großen Teilen einer politisch inspirierten Dynamik feministischer Selbstkritik - den Rahmen der Geschlechterforschung ein Stück weit transzendiert. Wenn Du im Zusammenhang mit der Intersektionalitäts-Diskussion „Ausstieg“ als Horizonterweiterung in Richtung Gesellschaftstheorie oder Allgemeiner Soziologie begreifst, dann kann ich das nachvollziehen. Mit dieser Erweiterung des Blicks auf *inter-kategoriale* Komplexitäten von Gender, Ethnizität und anderen Kategorien sozialer Strukturierung erübrigt sich aber nicht zwangsläufig der *intra-kategoriale* Horizont, in dem (etwa) Geschlecht im Mittelpunkt steht. Das hat Leslie McCall sehr überzeugend diskutiert. Hier müsste man eher von der Notwendigkeit eines stärkeren *Hereinholens* gesellschaftstheoretischer oder allgemeinsoziologischer Perspektiven sprechen. Beide Tendenzen gehören zusammen. Für einen intra-kategorialen Fokus

gibt es gute Gründe *in der Sache*. Darauf bezieht sich ja auch die Geschlechtsunterscheidungsforschung in Deinem Sinne. Der intra-kategoriale Fokus steht aber diskurspolitisch nach wie vor auch für bestimmte Aufmerksamkeiten, Kommunikationsverdichtungen und Erkenntnisinteressen, die geschlechtersoziologische Fragen überhaupt auf der Agenda halten. Ich habe anscheinend weniger Vertrauen als Du in die diesbezügliche Lernfähigkeit der Soziologie, lasse mich aber gerne überraschen.

Stefan Hirschauer: Gut, mein Misstrauen gilt da eher der Lernfähigkeit von Soziologien, die sich je spezifischen sozialen Bewegungen verpflichtet fühlen. Aber ich muss noch etwas anderes aus Deinem Eingangsstatement richtig stellen. Du hast das Mikro-, Makroverhältnis angesprochen, darüber wollte ich gar nichts gesagt haben. Unter dem Label Gender Studies läuft alles Mögliche, und in der Tat, da scheinen wir überein zu stimmen, die Verlotterung des Labels ist eines der Momente, die mich dazu gebracht hat, eine epistemologische Differenz neben der ontologischen von Sex und Gender zu sehen. Das ist ethnomethodologisch motiviert. Mir geht es da um die Unterscheidung von Topic und Ressource. Damit sage ich überhaupt nicht, dass man zum Beispiel mit der so verstandenen Geschlechtsdifferenzierungsforschung Gesellschaftstheorie treiben könnte. Das ist eine ganz andere Frage. Ich habe auch meinerseits nie beansprucht, dass man mit einem interaktionistischen Ansatz Gesellschaftstheorie machen kann. Das ist eine Unterstellung von kritischen Theoretikerinnen in Deutschland gewesen, die immer die Welt erklären wollten. Ich wollte nie die Welt erklären, da bin ich bescheidener. Also, mir ging es bei der Paradigmen-differenzierung ausschließlich um eine epistemologische Differenz, die ich besetzt habe, im Sinne von *da geht es weiter*.

Axeli Knapp: Dass Du eine bestimmte epistemologische Differenz besetzt hast in dem Sinne, dass Du in dieser Richtung weiterforschen willst, weil Du sie für produktiv hältst, ist unbenommen. In Deiner Intervention „Wozu ‘Gender Studies’“ klingt das alles jedoch programmatischer, und darauf reagiere ich. Jedenfalls erschien mir das in der Rhetorik Deines Textes so, als wären da mehr Ansprüche mit verbunden. Im übrigen erwarte ich nicht, dass jemand Gesellschaftstheorie betreibt, der das gar nicht intendiert. Auch ich habe nicht alles, mit dem ich mich theoretisch und empirisch befasst habe, gesellschaftstheoretisch eingebettet. Für mich ist das allerdings mit einer Frage verbunden, die mich allgemein und daher auch in der Auseinandersetzung mit Ansätzen, die sich mit Praxen der Geschlechtsunterscheidung befassen, beschäftigt: Wie weit ist es möglich, in der Analyse eines mehr oder weniger *lokalen* Geschehens von der gesellschaftlichen Einbettung dieses Geschehens abzusehen, ohne wesentliche Bestimmungsaspekte, die zum Verständnis des lokalen Geschehens wichtig sind, zu verfehlen?

Stefan Hirschauer: D'accord. Vielleicht sollten wir jetzt mal über Begriffe reden, über Terminologie. Das ist schon in der Betitelung unseres Vortrags ja nicht ganz einfach gewesen. Unter dem Label der Geschlechterforschung kann man alles von Gynäko-

logie bis Demografie verstehen, also jede Forschung, die irgendwie Geschlecht als Variable einsetzt. Das ist ganz beliebig. Im Kontext der hier geführten Debatten ist ja etwas wie Frauen- und Männerforschung gemeint, das dann in die Kompromissformel der Geschlechterforschung gegossen wird. Man will damit immer noch eine politische Position markieren. Ich kann vielleicht mal sagen, wie dieser Begriff dagegen für mich klingt. Er klingt so wie „Rassenforschung“, „Türkenforschung“, „Armenforschung“ klingen würde. Das sind alles Dinge, die wir nicht machen. Soziologinnen und Soziologen forschen über Ethnizität oder Sozialstruktur. Aber so klingt für mich ein Begriff wie „Geschlechterforschung“, der in einer Logik gedacht ist, die die Unterscheidung einsetzt und nicht die Unterscheidung selbst zum Thema macht. Und das ist jetzt eben kein politischer Vorwurf, sondern eine phonetische Auskunft darüber, wie stark die Reifikationen sind, die auch mit dem Begriff der Geschlechterforschung, der doch fortschrittlich gemeint war, noch verbunden sind. Die Gender Studies haben klanglich dieses Problem nicht und ich finde es bedenklich, dass die Frauenforschung in der deutschen Soziologie den Begriff Gender Studies schon für traditionsvergessen hält, während andere Kulturwissenschaften, insbesondere die Literaturwissenschaft, sich bereits von ihm zu verabschieden beginnen. Die Soziologie ist hier alles andere als Avantgarde. Die Diskussion um den Titel dieser Sektion war von einer schrecklichen Gestrigkeit.

Axeli Knapp: Diese Assoziationen zur Bezeichnung der Sektion kann ich in gewisser Weise nachvollziehen. Für mich wäre *feministische Theorie* viel präziser in der Hervorhebung des kritischen Impetus als die Bezeichnung *Frauen- und Geschlechterforschung*, die in der Tat wie die Kompromissformel klingt, die sie ist. Aber eine sprachliche Hervorhebung des feministischen Impetus wäre nie konsensfähig gewesen. Dafür gibt es auch mehr oder weniger nachvollziehbare Gründe. Pragmatisch und professionsstrategisch erfolgversprechend wäre sie wohl nicht. Außerdem begreifen sich ja nicht alle, die sich im Bereich der Geschlechterforschung tummeln, als feministisch. Hierzulande würde eine solche Bezeichnung eher provokativ oder abschreckend wirken. Das ist im englischen Sprachraum etwas anders, wo *Feminist Theory* akzeptierter ist als bei uns. Die Bezeichnung Gender Studies klingt in der Tat neutraler, das war eine Bedingung ihres Erfolgs. Dabei ist dieses auch noch Internationalität suggerierende Etikett höchst kompatibel mit der sich selbst überholenden innovativen Rhetorik der Modernisierung, deren vorläufigen Endpunkt gegenwärtig die „Diversity Studies“ bilden. Ich stimme Dir in der Einschätzung zu, dass Bezeichnungen wie Frauen- und Männerforschung quer liegen zur Logik, der sonst die Unterscheidungen von Sektionen in der Soziologie folgen. Damit fallen sie aus dem Rahmen – was ich zwar auch nicht ideal, aber wohl weniger unerträglich finde als Du. Aber auch eine Umbenennung der Sektion in Gender Studies würde nur vorübergehend helfen, da es ein unübersehbares *wear off* dieses Labels gibt. Debatten in der Literaturwissenschaft oder den Cultural Studies finde ich nur begrenzt tauglich, um

daraus Maßstäbe für Fortschrittlichkeit oder Rückschrittlichkeit in der Soziologie zu gewinnen. In der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung reflektieren sich ja nicht nur Entwicklungen einer Wissenschaftsströmung, die im Kontext einer sozialen Bewegung entstanden ist, sondern auch die spezifische Situierung unseres Faches im Fächerkanon. Unser Fach ist einfach näher an bestimmten gesellschaftlichen Problemlagen, die sich aufdrängen und wissenschaftlich bearbeitet werden müssen. Das gilt theoretisch wie anwendungsbezogen. Vielleicht liegt in dieser Problembezogenheit ein verlangsamendes Moment, das sperrig gegenüber Veränderungen ist, aber auch gegenüber postistischen Konjunkturen.

Stefan Hirschauer: Da würde ich Dir zustimmen. Aber zum einen sehe ich genau hierin eben auch einen Distanzierungs- und Professionalisierungsbedarf der Soziologie, der sich in anderen Fächern zum Teil schon aufgrund ihres Gegenstandes erledigt. Um von der Gesellschaft aufgedrängte Fragen zu bearbeiten, muss man erst mal einen Abstand gewinnen, in dem man sie als wissenschaftliche Fragen reformulieren kann. Sonst könnten wir uns vollends auf angewandte Forschung beschränken: nützlich und theorieelos. Zum anderen liegt die Reifikation von Geschlecht in der Soziologie glaube ich auch an der standardisierten Sozialforschung. Es ist uns relativ unproblematisch, Geschlecht als eine Variable zu nehmen. Das würde eine Literaturwissenschaftlerin oder Historikerin nicht tun.

Axeli Knapp: Stimmt, sie würden es nicht oder ungern tun – ich im übrigen auch. Und ich teile Dein Plädoyer für eine Auseinandersetzung mit den Reifikationen, derer wir uns bedienen und die wir produzieren. Aber diese reifizierenden Dimensionen sind in der, wie Du es nennst, „politisch gerahmten“ Frauen- und Geschlechterforschung immer auch Gegenstand der Kritik gewesen. Eigentlich schon von Anfang an. Wenn ich etwa an Karin Hausens Aufsatz „Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere“ denke: Da waren zwar Männer und Frauen implizit vorausgesetzt, aber was sie gemacht hat, war doch historische Unterscheidungsforschung. Sie hat rekonstruiert, wie Arten und Weisen zu unterscheiden sich historisch verändern können.

Stefan Hirschauer: Der Aufsatz ist großartig immer noch.

Axeli Knapp: Die Erweiterung, die aus der Ethnomethodologie kommt, die bezieht sich wirklich auf das Infragestellen der Geschlechtsunterscheidung selbst. Und das finde ich wichtig zu präzisieren, dass es um Geschlechtsunterschiedsforschung im Sinne von Geschlechtsunterscheidungsforschung geht. Aber die Historizität von Unterscheidung und die historische Variabilität von Unterscheidung würde ich jedenfalls nicht allein von Dir bzw. den Gender Studies in Deinem Verständnis reklamieren lassen und der sogenannten „politisch gerahmten“ Frauen- und Geschlechterforschung den Part der Reifikation überlassen.

Stefan Hirschauer: Noch einmal: So eine Reklamierung beabsichtige ich nicht für die Ethnomethodologie. Vielleicht muss man, was die Terminologie angeht, noch Folgendes unterscheiden. Wenn ich von Geschlechtsdifferenzierungsforschung spreche,

bewege ich mich stark im Bereich der Soziologie. Das ist eine soziologische Begrifflichkeit, und wenn ich diesen Begriff benutze, dann denke ich daran, dass es für das Thema Geschlechterdifferenz und Geschlechterverhältnisse völlig unzureichend ist, es in einer Sektion – auch das ist ein schreckliches Wort – zu behandeln. Es gehört in die Allgemeine Soziologie. Genauso wie die Geschlechtergeschichte in die allgemeine Geschichte gehört. Also diese Art von, das ist ja hier sicherlich auch schon diskutiert worden, Externalisierung, Nischenbildung etc. ist etwas, was dem Thema intellektuell geradezu Gewalt antut. Geschlechtsdifferenzierungsforschung sucht also wie gesagt eine Anlehnung an Diskussionen, die in der Allgemeinen Soziologie laufen. Wenn es um Gender Studies geht, akzentuiert man dagegen stärker das transdisziplinäre Moment. Ich würde das nicht so üppig machen wie Christina von Braun und Inge Stefan, die in ihrem Lehrbuch zwanzig Disziplinen auflisten. Es sind so fünf bis sechs Kerndisziplinen, darunter Ethnologie, Geschichte und Linguistik, die Differenzierungsforschung im weitesten Sinne machen und dann eben interessante Parallelen etwa zur ethnischen Differenzierung schlagen. Und so ein eingegrenztes Thema, also einen engen Fokus kann man transdisziplinär bearbeiten. Es ist extrem schwierig, aber es ist spannend. Insofern haben Gender Studies einen etwas anderen Akzent als die Geschlechtsdifferenzierungsforschung. In meinem Aufsatz habe ich die beiden Dinge miteinander identifiziert. Ich kann dazu sagen, meine Hoffnungen, dass das Label der Gender Studies auf diese Weise gehaltvoll bleibt, sind gering. In Zeiten des Gender Mainstreaming könnte die Verlotterung des Begriffs unaufhaltsam sein.

Axeli Knapp: Das ist in der Tat zu spät. Auch ich finde es wichtig, wie Du es jetzt sagst, zu differenzieren zwischen Gender Studies als transdisziplinärem Feld der Bearbeitung dieser Probleme und den einzelfachlichen Bezügen, etwa zu Diskussionen in der Allgemeinen Soziologie. Ich würde aber gerne noch mal nachfragen: Woran ich mich hauptsächlich stoße, ist die starke Grenzziehung, die Du gemacht hast: eine politisch gerahmte Frauen-, Männer-, Geschlechterforschung versus eine Geschlechtsdifferenzierungsforschung. Was genau ist es, was Du als politische Rahmung verstehst? Würdest Du für Dich selbst nicht beanspruchen, mit der Geschlechtsdifferenzierungsforschung eine Form von kritischer Wissenschaft zu betreiben? Ist nicht-politische Wissenschaft gleich nicht-kritische Wissenschaft? Von was für einem Politik- bzw. genauer Kritikbegriff gehst Du dabei aus? Wie siehst Du das Verhältnis zwischen Politik und Kritik?

Stefan Hirschauer: Ich denke, die Frage die Du da stellst, führt direkt zum Kern der Sache eigentlich. Also zum Verhältnis von Politik und Forschung und zum Kritikbegriff: Zum ersteren muss ich zunächst noch mal auf Dein Statement eingehen. Dass die Geschlechterforschung weiterhin auch intellektuelle Gewinne aus ihrer Politiknähe beziehen kann, würde ich zugestehen. Die Nähe zu den Anliegen und zur Entwicklung einer sozialen Bewegung oder auch zu Fragen der Identitätssuche

speist im Sinne Deiner „heißen epistemischen Kultur“ sicher auch dynamisierende Momente in den wissenschaftlichen Diskurs ein. Das Problematische am Vordringen von Politik in Wissenschaft entsteht für mich dann, wenn politische Motive sich derart in den Vordergrund drängen, dass sie den Willen zum Wissen lähmen. In dieser Hinsicht finde ich interessant, wie unterschiedlich wir diesen Arbeitstitel unseres Dialogs auffassen. Du denkst bei Foucaults Formel vom „Willen zum Wissen“ an Habermas' Frage, welche Interessen das Erkenntnisstreben motivieren. Ich denke auf subjektive Motive bezogen viel flacher an die bloße Entschlossenheit, überhaupt etwas um seiner selbst willen wissen zu wollen – eine Sache, die Foucault ja durchaus nicht frei von „Grausamkeit“ sah. Mir geht es also in der Polarisierung von Politik und Wissen um die Klärung eines Primats, der einfach klar sein muss, bevor man sich über wechselseitige Befruchtungen Gedanken macht. Forschung muss von sich aus spannend, herausfordernd sein, sie darf sich nicht derart gefallen, *das Richtige* zu sagen, wie das in der Frauenforschung immer wieder der Fall ist. Dafür gibt es vielleicht mit Recht matten Applaus, aber keine Forschungsgelder.

In Deinem Statement habe ich genau diesen Eindruck eines anderen Primats, dass Du Dich nämlich zwar vor Reflexionsbedarf und wissenschaftlichen Standards verneigst, aber die Forschung doch letztlich auf ihre politische Legitimität verpflichten willst. Ich finde das offen gesagt unerträglich für die Freiheitsgrade, die von der Ethnographie braucht. Du operierst da zum Beispiel mit der Unterstellung, die von der Ethnographie mühsam erstrebte Indifferenz gegenüber den Geltungsansprüchen kultureller Basisannahmen sei nicht ganz zu trennen von einer Indifferenz gegenüber sozialen Problemen und insofern eine implizite Parteinahme für den Status quo. Genau solche Kurzschlüsse – mit denen übrigens auch Luhmann lange als Konservativer verkannt wurde – finde ich populistisch. Welcher Soziologin, die sich für die Logik des Verbrechens interessiert, gelingt eine Studie, wenn sich ihr Publikum primär für das wenig überraschende Bekenntnis interessiert, dass sie im übrigen gegen Verbrecher sei. Ich nehme diese Unterstellung einmal als ein *fishing for confessions*, das danach fragt, ob ich nicht doch zu den Guten, also zu uns gehöre. Dann ist sie wenigstens lustig. So gefragt, kann ich dann auch direkt antworten: Nein. Ich bin ein Verräter.

Auch im Hinblick auf den Kritikbegriff sehe ich uns zunächst mal weit auseinander. Du hast in deinem Statement gesagt, Kritik heißt unterscheiden. Das ist ein sehr weiter Kritikbegriff. Nun bin ich keine Schülerin der Kritischen Theorie und insofern wirst Du mir das gleich vermutlich erklären müssen, was Kritik für Dich ist. Ich habe auch die Vermutung, dass da die maximalen Differenzen zwischen unseren Ansätzen liegen, und ich will sie zunächst einmal entfalten und dann sagen, wie ich denke, dass sie sich verringern lassen. Ich beginne ganz unbefangen und vorthoretisch damit, wie dieser Begriff in meinen Ohren klingt. Es gibt ein Zitat, dass Sie alle unter Umständen kennen werden. Das stammt von Hans-Joachim Friedrichs und heißt: „Einen guten Journalisten erkennt man daran, dass er sich nicht gemein macht mit einer

Sache, auch nicht mit einer guten Sache“. Ich finde diesen Satz gut, weil er auf einfache Weise einen Aspekt von Professionalität zum Ausdruck bringt, nämlich Rollendifferenzierung. Und ich muss sagen, ich bin manchmal fassungslos, es ist mir wirklich unbegreiflich, wie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des Sozialen diesen Anspruch eines bloßen Berichterstatters des Sozialen unterbieten und meinen, in der Öffentlichkeit mit ihren politischen Bekenntnissen intellektuelle Autorität gewinnen zu können. Ich denke, in diesem Sinne von Rollendifferenzierung habe ich inzwischen einen großen Abstand von der gesellschaftskritischen Geste. Ich habe die in früheren Arbeiten noch großzügiger für mich reklamiert, jetzt würde ich das nicht mehr tun, mir geht es wirklich um postnormative Geschlechterforschung. Wissenschaftliche Kritik ist noch mal ein anderes Feld.

Axeli Knapp: Ja, wahrscheinlich gehen unsere Auffassungen hier auseinander. Dennoch muss das noch etwas genauer gefasst werden, vielleicht sind wir an manchen Punkten weniger weit auseinander, als es ein auf Pro und Kontra angelegtes Szenario nahe legt. Vorweg: Ich habe mir im Bezug auf unseren Arbeitstitel „Wille zum Wissen“ nicht Habermas' Auffassung zueigen gemacht. Mit dem Aufrufen der Stichworte Erkenntnis/Interesse und Engagement/Distanzierung sollte nur ein Spannungsfeld bezeichnet werden, innerhalb dessen sich die Frauen- und Geschlechterforschung bewegt und mit dem sie sich seit ihren Anfangstagen selbst intensiv auseinandersetzt. Ich hätte die beiden Namen (Elias, Habermas) auch weglassen können, wollte aber deren prägnante Begriffspaare nicht referenzlos aufnehmen.

Das von Dir in den Vordergrund gestellte Motiv, etwas um seiner selbst willen wissen zu wollen, ist legitim. Gegenüber den stärker werdenden Imperativen der Nützlichkeit und Verwertbarkeit von Wissen ist es auch eine Forschungshaltung, die es sowohl zu ermöglichen als auch zu verteidigen gilt. Ich halte die Nützlichkeitsimperative des *academic capitalism* gegenwärtig fast für eine machtvollere Bedrohung wissenschaftlicher Reflexion als es politische Vorgaben im Spannungsverhältnis Frauenbewegung/Frauenforschung je sein konnten. Auch mir sind Einschwörungen des Denkens auf jede Form des unmittelbaren Nutzens, sei er nun politisch oder praktisch, zuwider wegen der Konformitätszwänge, die damit verbunden sein können. Ich würde aber doch vorschlagen, zwischen Problembezug, darin enthaltenen kritischen Perspektiven und Politik zu unterscheiden. Die sind nicht identisch. Du sprichst etwas umstandslos vom politischen Primat, dabei verschwimmen Differenzen in der Sache. Für die feministische Strömung ist ein spezifischer Problembezug in der Tat konstitutiv. Es gäbe sie nicht, wenn es die Probleme nicht gäbe. Gleichwohl lassen sich die lebensweltlich konstituierten handlungsbezogenen Probleme nicht eins zu eins übersetzen in Gegenstände des ausdifferenzierten Wissenschaftssystems. Insofern ist an Deiner Differenzmarkierung soziale Probleme/soziologische Probleme etwas dran, auch wenn es zweifellos Zusammenhänge zwischen beiden gibt und ich es eher für eine Fehlentwicklung halte, wenn soziologische Theoriebildung diese nicht mehr

aufnimmt. Man greift aber auch zu kurz, wenn man feministische Theorie als eine Art „Reflexionstheorie“ im Luhmannschen Sinne behandelt, die nur darauf ausgerichtet ist, praktisches und im gesetzten Rahmen nützliches und insofern politisch affirmatives Wissen hervorzubringen. Es gehört zur Geschichte der Frauen- und Geschlechterforschung, dass sie immer beides gemacht und sich übrigens auch in dieser Hinsicht erheblich ausdifferenziert hat. Sicher gibt es Forschungsstränge, die im engeren Verständnis anwendungsbezogenes Wissen produzieren (Politikberatung/Gender-Expertise etc.). Und dieser Trend hat nicht zuletzt im europäischen Kontext starke institutionelle Abstützung gefunden. Gleichzeitig gibt es Stränge feministischer Theorie, denen es nach wie vor darum geht, die Einbettung des Geschlechterverhältnisses in den gesellschaftlichen Reproduktionsprozess und die Bedingungen und Mechanismen, die Wandel und Kontinuitäten bestimmen, in ihrer Komplexität zuallererst einmal theoretisch angemessen zu begreifen. Damit ist durchaus die Intention verbunden, mit den theoretischen Einsichten zur Fundierung oder Horizont-erweiterung öffentlicher Diskurse und Auseinandersetzungen beizutragen. In diesen Zusammenhang gehört auch die Reflexion auf die Dialektiken feministischer Aufklärung, darauf, dass Kritik affirmativ und stumpf werden kann durch Formen ihrer Institutionalisierung. Solche Fragen sind gerade von der „politisch gerahmten“ Frauen- und Geschlechterforschung besonders intensiv diskutiert worden. Noch genauer auseinanderhalten müsste man die Frage der Begründung feministischer Theorie als Erkenntnis- und Gesellschaftskritik und die Frage des Verhältnisses von Theorie und Praxis.

Bezogen auf das Theorie/Praxis-Problem mache ich mir Adornos Ausführungen in seinen „Marginalien zu Theorie und Praxis“ weitgehend zu eigen. Er kritisiert die abstrakte Gegenüberstellung von Theorie und Praxis und verweist auf die spezifische Historizität ihres Verhältnisses zueinander. Er beharrt aber auch auf der prinzipiellen Differenz und Diskontinuität zwischen beiden, hinter die nicht zurückgegangen werden sollte.

Anscheinend hat Dich vor allem mein Bezug auf die (ethnomethodologische) Indifferenz provoziert. Da siehst Du mal, was die Rhetorik macht! Ich räume ein, dass ich da zwei unterschiedliche Aspekte, die es genauer auseinander zu halten gälte, polemisch etwas verschliffen und kurzgeschlossen habe. Den Gesichtspunkt, um den es mir geht, möchte ich aber doch noch mal aufnehmen. „Indifferenz“ als methodische Haltung gegenüber den Geltungsansprüchen kultureller Basisannahmen ist eine mögliche Form der methodischen Distanzierung, um die Metaphysik des gesunden Menschenverstandes auszuklammern. Eine legitime Rückfrage würde zunächst lauten: Wie weit ist das möglich? Selbst wenn man, wie ich, auch aus sozialpsychologischen Gründen, diese Möglichkeit als begrenzt sieht, kann man es aber nicht *nicht* versuchen, wenn man Wissenschaft betreiben will. In der Unumgänglichkeit dieser Versuche stimme ich Dir zu. Ich wollte aber noch einen Schritt weiter gehen: Nicht nur

unsere Voreingenommenheiten im Denken, die eingefahrenen kulturellen Optiken, gehören zu den Denkvoraussetzungen, die wir in Betracht ziehen müssen, wenn wir auf reflektierende Distanz zu gehen versuchen. Auch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen im weiteren Sinne gehören mit in die Reflexion des Ortes hinein, von dem aus wir Wissenschaft betreiben. In der Sprache der zuweilen „alteuropäisch“ genannten Erkenntniskritik ist von einer Subjektvermitteltheit des epistemischen Objekts die Rede. Das bezieht sich auf die auch von allen Spielarten des Konstruktivismus hervorgehobenen konstitutiven Anteile des erkennenden Subjekts am Erkennen. Der nächste Schritt, den ich u.a. in kritischer Anknüpfung an Adorno und Foucault gehen würde, ist der einer Dezentrierung und „Erdung“ des Erkenntnissubjekts durch ein Einbeziehen der Frage nach der Objektvermitteltheit des Subjekts. Adorno geht dabei von einem „Vorrang des Objekts“ aus, den er in zwei Dimensionen fasst: Die erste betrifft den somatischen Charakter kognitiver Prozesse, den er jeglicher idealistischer Übertreibung entgegenhält. Die zweite bezieht sich auf eine historische Dimension: auf den historischen Wandel in Subjekt-Objekt-Konstellationen, die die Möglichkeit von Erkenntnis tangieren, und den historischen Überhang des Allgemeinen gegenüber dem Besonderen. Bei Foucault nimmt das u.a. die Form von Wissen/Macht-Dispositiven an. Ich will das hier nicht vertiefen. Vielleicht ist aber auf dem Hintergrund dieser Skizze trotzdem nachvollziehbar, weshalb ich denke, dass der Weg zu einem *Mehr* an Erkenntnis in der Sozialwissenschaft über den Nachvollzug der und Einsicht in die Komplexitäten solcher Vermittlungszusammenhänge führt. Wenn man von einer solchen erweiterten Reflexion der Denkvoraussetzungen ausgeht, dann reicht das Einhalten von wissenschaftlichen Verfahrensregeln oder eine methodische oder epistemische Indifferenz als Erkenntnishaltung einfach nicht aus, um so etwas wie „Objektivität“ zu ermöglichen. So entlegen ist dieser Gedanke ja wohl nicht, es gibt viele Beiträge zur Wissenschaftstheorie und Wissenschaftssoziologie, in denen solche Fragen verhandelt werden.

Stefan Hirschauer: Das waren jetzt zwei bis drei verschiedene Punkte. Ich beginne mal mit der Frage des Problembezugs. Sie scheint mir auf die Unterscheidung anwendungsnahe und -ferner Forschung hinauszulaufen. Ich denke schon, dass sich soziologische Forschungsthemen immer auch wesentlich aus gesellschaftlichen Problemlagen speisen werden. Mir geht es bei der scharfen Unterscheidung sozialer und soziologischer Probleme aber um den Punkt, dass soziologisches Wissen auch politisch steril, sachlich unverständlich und nur höchst vermittelt problembezogen sein darf, wenn Soziologie überhaupt eine Wissenschaft sein will. Du bestätigst hier meinen Eindruck von einem politischen Primat im „kritischen“ Denken, wenn Du dem Motiv, etwas um seiner selbst willen zu wollen, erst mal eine Legitimitätszensur gibst. Und Du kannst auch nicht die Nützlichkeitsimperative und Konformitätszwänge dem bösen Kapitalismus zuschieben, auch die Solidaritätsforderungen sozialer Bewegungen stiften Konformitätszwänge. Um die geht es mir.

Was die erweiterte Reflexion betrifft, die neben allgemeinen kulturellen Denkvoraussetzungen auch spezifische der sozialen Verortung etwa im Sinne der Wissenssoziologie erkennen können will, gebe ich Dir Recht. Die ist wünschenswert und gehört zum Geschäft. Bourdieus Kritik des Intellektualismus von Sozialtheoretikerinnen und Sozialtheoretikern ist ein gutes Beispiel dafür. Nicht zu meinem Vokabular gehören freilich Objektivitätspostulate. Alles Wissen ist „situiert“, mit Haraway gesprochen. Mir geht es auch gar nicht um Wertfreiheit und um einen gegebenen Ort der Indifferenz, von dem aus sich sprechen ließe. Mir geht es um die Anerkennung der Aufgabe und der Anstrengungen des soziologischen Diskurses, sich von anderen Diskursen zu differenzieren. Das muss einfach beständig geleistet werden, um der Gesellschaft etwas zu bieten, was sie nicht schon von sich weiß. Mir geht es, mit anderen Worten, um einen Primat der Professionalisierung. Ich will das noch mal ganz vortheoretisch sagen. Wir finden vermutlich alle leidenschaftslose und apolitische Menschen fade. Mit unkritischen Studenten zum Beispiel kann man nichts anfangen. Mit kritischen hingegen, wenn die in Seminaren sitzen, mit denen kann man arbeiten, das ist nämlich ein ganz wichtiges Durchgangsstadium der Professionalisierung soziologischen Denkens. Gesellschaftskritik ist für mich der erste Schritt einer Distanzierung von alltagsweltlichen Selbstverständlichkeiten, das Frühstadium einer Distanzierung von der Doxa. Mit Kritik fängt man an, sie allmählich als soziales Phänomen in den Blick zu kriegen. Man tut so, als sei die Gesellschaft etwas Äußerliches, am besten „die anderen“, über deren Aufklärungsbedürftigkeit man einen Beruf sucht. Das ist ein elementarer Akt einer protosoziologischen Konstitution des Gegenstandes, dass man die Gesellschaft als etwas anderes begreift, von dem man sich selbst unterscheiden möchte, weil sie einem missfällt. Ich finde, da muss jede mal durch, Soziologinnen müssen erheblich weiter. Also in diesem vortheoretischen Sinne, denke ich, ist die politische Motivation, die vermutlich jede Person in diesem Raum in gerade dieses Forschungsfeld mitbringt, so etwas wie ein Brennstoff wissenschaftlicher Arbeit. Genauso wie Geld. Das ist ein anderer Brennstoff. Und der bessere ist vielleicht die politische Leidenschaft. Aber diesen begrenzten Stellenwert hat diese Motivation.

Axeli Knapp: Du verstehst Kritik/Gesellschaftskritik anscheinend als etwas, das man im Prozess einer professionellen Sozialisation hinter sich zu lassen hat. Deine Charakterisierung der studentischen Kritiker der bösen Gesellschaft lasse ich hier mal unkommentiert. Für Dich schließen sich ein gesellschaftskritischer Impetus und „Rollendistanz“ anscheinend aus. Für mich tun sie das nicht. Eine Rollendistanz, die Abschottung gegenüber gesellschaftlichen Problemartikulationen voraussetzt, lehne ich ab. Dabei gestehe ich zu, dass das ein kompliziertes Verhältnis ist. Wahrscheinlich können wir uns schnell darauf einigen, dass Kritik in einem weiten Sinne zum normalen Vorgehen innerhalb der Wissenschaft gehört. Dazu müssen wir uns nur einreihen in den breiten Konsens post-positivistischer Wissenschaftstheorie. Interessanter wird es

dann im Detail, aber ich lasse das hier mal so stehen, um auf die eher kontroverse Frage der Gesellschaftskritik einzugehen, die aus Deiner Sicht Sache des Teilsystems der Politik ist, aber nicht in die Wissenschaft gehört. Wahrscheinlich würdest Du noch zugestehen, dass es zur Soziologie gehört, auf gesellschaftliche Problemlagen zu reagieren.

Stefan Hirschauer: Ja.

Axeli Knapp: Das macht auch die feministische Theorie, indem sie außerwissenschaftliche Anstöße aufnimmt und übersetzt. Es ist möglich, in einer wissenschaftlichen Weise auf bestimmte Problemverkettungen in der Gesellschaftsstruktur hinzuweisen oder gesellschaftliche Selbstansprüche auf Gleichheit, Demokratie, Modernität etc. mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit etwa von Geschlechterverhältnissen zu kontrastieren. Man kann also mit den Mitteln der Wissenschaft auf Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten im gesellschaftlichen Reproduktionszusammenhang verweisen. Etwas spezifischer wird diese Möglichkeit in der Tradition der „Frankfurter Schule“ gesehen. Sie unterscheidet sich von anderen Richtungen u.a. in der Auffassung, dass Kritik nicht von außen an die Gesellschaft heranzutragen sei, sondern als immanente Kritik in deren Widersprüchen und Konflikten zu begründen sei. Dieser Bezug ist dabei kein beliebiger, sondern ein konstitutiver Ausgangspunkt ihrer Gesellschaftsanalyse. Die Begründungsprobleme, die auch in einem solchen Verständnis von Kritik auftauchen, sind mir bekannt. Ich sehe sie und bin hier auch nicht weiter als andere, habe aber gewisse Präferenzen. Ein Besuch dieser Baustellen ist allemal lehrreich. Die Intentionen des Habermasschen Versuchs einer rationalen Rekonstruktion der normativen Grundlagen von Kritik etwa kann ich nachvollziehen, seine Lösungsvorschläge – z.B. die universalpragmatische Aufhängung – kann ich mir in zentralen Teilen nicht zu eigen machen. Mich haben verschiedene Einwände von Benhabib und Honneth überzeugt. An Honneths Anerkennungstheoretischem Begründungsversuch wiederum, der sich in manchen Aspekten mit feministischen Intentionen berührt, vermissem ich aber die gesellschaftstheoretische Einbindung. Mit Adorno teile ich den grundlegenden Impetus, dass es einer kritischen Theorie ansteht, „Leiden bereitet werden zu lassen“ – eine im moralphilosophischen Sinne zufriedenstellende Explikation der Grundlagen von Kritik ist das aber nicht. Inwieweit man diese überhaupt braucht, um diese Frage ging es in der feministischen Debatte zwischen Butler, Fraser, Benhabib und anderen im „Streit um Differenz“. Aus feministischer Perspektive lässt sich ohnehin an die substantiellen gesellschaftstheoretischen Aussagen der kritischen Theorie unter anderem wegen bestimmter androzentrischer Implikationen, aber auch des Zeitkerns ihrer Kritik, nicht anknüpfen. Foucaults – grundlagentheoretisch aber auch nicht weiter explizierte – Auffassung von Kritik, die er in Bezug auf Kants Verständnis von „Aufklärung“ entwickelt, ist mir sympathisch. Er historisiert die „kritische Haltung“ als eine Art Denkungsart oder Tugend, die als Partinerin und Widersacherin der Regierungskünste entstanden ist. Allgemein charakteri-

siert er Kritik als „die Kunst nicht dermaßen regiert werden“ zu wollen. „Wenn es sich bei der Regierungsintensivierung darum handelt, in einer sozialen Praxis die Individuen zu unterwerfen – und zwar durch Machtmechanismen, die sich auf Wahrheit berufen, dann würde ich sagen, ist die Kritik die Bewegung, in welcher sich das Subjekt das Recht herausnimmt, die Wahrheit auf ihre Machteffekte hin zu befragen und die Macht auf ihre Wahrheitsdiskurse. Dann ist die Kritik die Kunst der freiwilligen Unknechtschaft, der reflektierten Unfügsamkeit. In dem Spiel, das man die Politik der Wahrheit nennen könnte, hätte die Kritik die Funktion der Entunterwerfung“ (Foucault 1992, 15). Dieses Recht möchte ich mir auch als Wissenschaftlerin und in der Wissenschaft nicht ausreden lassen.

Stefan Hirschauer: Ach, wie könnte ich Dir dieses Menschenrecht bestreiten! Im Ernst: Du reagierst nun auf meine vorthoretischen Überlegungen natürlich mit einem theoretisch hochbesetzten Kritikbegriff, der alle möglichen Tugenden der Widerständigkeit für sich reklamiert, denen kein Mensch widersprechen kann, ohne sich von *den Guten* zu unterscheiden, also von uns. Aber Foucaults reflektierte Unfügsamkeit passt vielleicht ganz gut zu einer Möglichkeit der Annäherung zwischen uns, die mir bei Lektüre jüngerer Aufsätze von Dir einfiel. Du identifizierst da Kritik nicht so weit mit Unterscheiden, und Du lädst den Begriff auch nicht moralisch auf wie gerade eben, Du bezeichnest Kritik da vielmehr als ein Denken von den Rändern. Mich erinnert das an Kenneth Burkes „perspective by incongruity“ und man kann sich jetzt auf verschiedene Weise überlegen, wie so etwas zustande kommt. Ein Weg ist sicher eine skrupulöse Selbstausgrenzung moralischer Eliten, die dann die Gesellschaft von außen beobachten wollen. So erscheint mir immer die Kritik im Sinne der Kritischen Theorie. Ich habe jedenfalls den Eindruck, dass Kritik in diesem Sinne mit moralischer Selbstdistinktion einhergeht. Ein Denken von den Rändern her muss aber nicht selbst gewählt durch Eliten geschehen, die das als ihr Metier begreifen, es kann auch einfach durch Marginalisierte geschehen. Man spricht dann von Devianz. Und auch dann sieht die Welt anders aus. Und in der Tat ist es ja eine alte soziologische Strategie, über das Aufsuchen von Devianz gewissermaßen sein Denken an dieser Devianz zu infizieren und mit eigener Devianzbereitschaft genau die Impulse aufzunehmen und zu versuchen zu sehen, was die Marginalisierten sehen. Und das kann eine ganze Menge sein. Sehr viel mehr, als ein durch seine „Normalität“ verwöhnter Mensch zur Kenntnis nimmt.

Man kann aber auch noch über Ausgrenzung und Selbstausgrenzung hinaus abstrahieren, indem man unabhängig von solchen Lebenslagen oder unabhängig von den moralischen oder politischen Sprecherpositionen, die ich vielleicht als Kritische Theoretikerin einnehmen würde, solche Devianz durch begriffliche Mittel erzeugt. Und eben das tut die Soziologie. Sie ist eine randständige Disziplin, sonst könnte sie gar nicht sehen, was sie da sieht. Sie konstruiert abweichende Beschreibungen. Und in diesem abstrakteren Sinne von Devianz ist gesteigerte Marginalität das Kerngeschäft aller Professionalisierung. Genauso haben das jedenfalls Harold Garfinkel und ande-

re begriffen, in den Sechziger Jahren. Angefangen damit, dass man zum Beispiel diese Studien über Transsexuelle gemacht, also Devianz tatsächlich aufgesucht hat. Dann aber eben auch in der Begriffsbildung. Niklas Luhmann macht auch nichts anderes als eine abweichende Perspektive zu den Selbstbeschreibungen einer Gesellschaft zu generieren. Vor dem Hintergrund, dass man keine überflüssige Wissenschaft sein will, dass man dafür bezahlt werden möchte von der Gesellschaft, wenn man eine bestimmte Forschung macht oder bestimmte Dinge über die Welt behauptet. Also in diesem abstrakteren Sinne von Devianzbereitschaft habe ich die Vermutung, dass sich unsere Erkenntnishaltungen berühren. Allerdings kann diese Devianzbereitschaft nicht an den Solidaritätsverpflichtungen gegenüber den Devianten Halt machen.

Axeli Knapp: Es stimmt, dass auch ich viel davon halte, von den Rändern her zu gucken. Deine Überlegungen zur Bedeutung von Devianz kann ich insofern nachvollziehen. Was die Erzeugung von Devianz durch begriffliche Mittel betrifft, die Du der Soziologie zurechnest, so teile ich das nur bedingt. Das wäre ja schön, wenn die Soziologie in diesem Sinne abweichende Beschreibungen erzeugte. Mein Unbehagen zumindest an Teilen der Soziologie besteht eher darin, dass sie wie „Echowissenschaften“ funktionieren, wie Oskar Negt das mal genannt hat. Sie wiederholen nur das, was gesellschaftlich als der Fall gilt. Interessant wäre es auch, genauer zu bestimmen, worin das „Abweichende“ an soziologischen Beschreibungen jeweils bestehen könnte. Es kann ja nicht allein das Abstraktionsniveau sein. Und die soziologischen Traditionen unterscheiden sich diesbezüglich auch. Prinzipiell würde in ein so weit gefasstes Verständnis auch die Tradition der Ideologiekritik mit hineingehören, da sie auf ihre Weise ebenfalls abweichende Beschreibungen erzeugt.

Aber klar ist auch, dass Kritik keinen „externen“ Ort hat und Kritikerinnen und Kritiker sich nicht ausnehmen können. Das gilt auch für feministische Kritik (und auch für abstinente Soziologie). Man ist immer verwickelt und zur Selbstbeobachtung der eigenen Praxis verpflichtet. Kritik ist nur als fallibilistisches, offenes Projekt denkbar, das sich über seine Maßstäbe Rechenschaft ablegen muss. Nach meiner Wahrnehmung hat feministische Theorie dieses durchaus immer wieder unternommen. Mit unterschiedlichen Lösungsvorschlägen, wie sollte es auch anders sein. Für mich geht es in diesem Projekt besonders um einen Prozess des Öffnens, des Offenlegens von Verdinglichungen in Wissenschaft und Gesellschaft. Das findet in der Wissenschaft nach deren Regeln statt im Sinne der Argumentation, des Beweisführens, des Belegens etc. Es geht mir um die Korrektur von Einseitigkeiten und die Arbeit an der Herstellung eines komplexeren Wissens über Geschlechterverhältnisse in ihrer Einbindung in die Gesamtgesellschaft. Da hat die Soziologie wenig geliefert, wovon wir in Bezug auf das Geschlechterverhältnis, genauer gesagt: auf die Aspekte von Herrschaft, Disparitäten, Gewalt, Anerkennungskonflikte, Ungleichheit wirklich profitieren konnten.

Stefan Hirschauer: Gut, kurz noch zwei Dinge. Dauernde Selbstbeobachtung ist eine schöne Sache, aber Du musst das eben doch zur Kritik hinzufügen. Du weißt, einer

der entscheidenden Einwände gegen Kritiker ist, dass sie eben doch dazu neigen, sich selbst auszunehmen, weil sie ein besseres Bewusstsein aufrechterhalten wollen. Mir erscheinen Kritik und Reflexion eher als Gegenbegriffe. Kritik ist mit Selbstdistinktion verbunden, Reflexion dagegen mit Selbsteinschließung. Das sind zwei entgegengesetzte Denkbewegungen, die nur noch ein Tugendkatalog zusammenschweißen kann. Zweiter Punkt: Wenn Du sagst, die Soziologie habe vor der Frauenforschung wenig zum Thema geliefert, hast Du einerseits Recht, und diese thematischen Impulse aus einer sozialen Bewegung waren wichtig. Andererseits hast Du Unrecht, insofern die vorhandenen *Lieferungen* von Garfinkel und Goffman von einer überpolitisierten Forschung eben lange gar nicht wahrgenommen wurden (Stichwort „Rezeptionssperre“) und ihre zentrale Einsicht – die Performativität von Geschlecht – erst gehört wurde, als sie in den 1990er Jahren mit politischem Getöse verknüpft wurde. Nun wird diese Einsicht einer Autorin zugeschrieben, die in vielem Avantgarde ist. Butlers Gesellschaftsbegriff befindet sich aber auf dem Stand der 1950er Jahre. Für die Stellung unseres Faches in den Gender Studies war diese Rezeptionsgeschichte ein Desaster.

Axeli Knapp: Für mich sind Kritik und Reflexion keine Gegenbegriffe, sie gehören zusammen. Ansonsten gebe ich Dir Recht. Die Rezeptionsgeschichte von Butler ist kein Zeichen für einen souveränen Umgang mit einer anregenden und herausfordernden Theoretikerin gewesen. Und auch ich denke, dass Butler sich als Philosophin in der Gesellschaftstheorie nicht gut auskennt. Wir hätten wirklich durch eine frühere Rezeption von Garfinkel und Goffman in bestimmten Hinsichten profitieren können, in anderen wiederum nicht. Aber auch diejenigen, die sich stärker in dieser Tradition verorten, könnten sich von anderen anregen lassen – möglicherweise selbst von der Kritischen Theorie. Wir bewegen uns in der Wissenschaft alle auf Baustellen, dazu gehört eben Kritik auch als Lernprozess, der unabschließbar ist.

Einsprüche, Fragen und Erörterungen – ausgewählte Diskussionsbeiträge

Regina Becker-Schmidt: Ich denke, es muss doch noch einmal etwas zum Begriff der Kritik gesagt werden. Das ist ja kein persönlicher Ausdruck von Wissenschaftlern oder Wissenschaftlerinnen, denen da irgend etwas an gesellschaftlichen Zuständen oder Entwicklungen nicht passt – sei es aus weltanschaulichen oder sonstigen außerwissenschaftlichen Gründen. Aus der Perspektive der Kritischen Theorie sind es drei Punkte, die zu Gesellschaftskritik herausfordern. Zum einen klagt kritische Theorie ein, was geschichtlich als unabgegolten zu gelten hat. Sie macht in der jetzigen Formation von Gesellschaft darauf aufmerksam, wo historisch bereits formulierte soziale Ansprüche auf Gleichheitsrechte und Freiheit von Fremdbestimmung (Aufklärung, liberale Strömungen im bürgerlichen Zeitalter) zurückgedrängt oder nicht voll realisiert worden sind, wo alternative Entwicklungspfade, die zu anderen sozialen Verhält-

nissen hätten führen können, mit Macht unterdrückt wurden oder auf der Strecke bleiben, weil die in ihnen steckenden Veränderungsmöglichkeiten nicht erkannt wurden. Auch wenn sich Geschichte nicht völlig rekonstruieren lässt, weil wir nichts bis zu den Ursprüngen zurückzuverfolgen vermögen, so können wir doch in aktuellen Krisen die Nachhaltigkeit von Entwicklungen aus der jüngeren Vergangenheit wahrnehmen. Soziale Konflikte (z. B. Ungleichheitslagen, Machtgefälle, sozialer Zwang) aus einer vorangegangenen Epoche können in abgewandelter Form in der darauf folgenden weiter wirken. So ist zum Beispiel der Neoliberalismus in seiner globalen Gestalt nicht etwas, was keine historischen Voraussetzungen hat: Die Herrschaft derer, die den Weltmarkt heute nach ihren Interessen regieren, ist ohne die Geschichte der Kapitalakkumulation und der mit ihr verbundenen Wirtschaftsweisen nicht zu verstehen. Oder: Frauendiskriminierung durch abwertende Weiblichkeitsklischees im Kontrast zu aufwertenden Männlichkeitsstereotypen hat eine lange androzentrische Tradition, die sich im Ausschluss von Frauen aus den Freiheitsideen der Aufklärung manifestierte und dann bis heute Folgen zeitigt. Diese Folgen lassen sich in ihrer Tragweite nur erkennen, wenn sie bewertet werden. Des Weiteren kann sich Sozialkritik auf Erfahrungen berufen, die in gesellschaftlichen Zivilisationsbrüchen wie dem Faschismus gemacht wurden - Kritik gegen autoritative Tendenzen im Hier und Jetzt begehrt gegen ein Vergessen auf, das Wachsamkeit gegenüber neonazistischen Anzeichen einschläfert. Zum zweiten ist Kritik Wissenschaftskritik. Sie legt den Finger auf die blinden Flecken im Wissenschaftskanon, auf problematische Objektivitätskriterien wie Raum-und-Zeit-unabhängige Universalismusansprüche, mangelnde Reflexion auf die soziale Markierung der Forschungsobjekte, welche Erkenntnisse verzerren, auf die Verfilzung von Wissen und Macht, auf die Instrumentalisierung von Erkenntnissen für Herrschaftswissen. Zum dritten kommt der Anstoß für Kritik aus sozialen Zuständen, die gesellschaftlichen Selbstansprüchen widersprechen - auf eine demokratische Verfasstheit, auf die Beachtung der Menschenwürde (von Inländern und Ausländern, von Einheimischen und Migrantinnen), auf soziale Chancengleichheit. Ein wichtiger Ansatzpunkt von Kritik ist die Diskrepanz zwischen neuen Möglichkeiten für deren Herstellung und dem Nicht-in-Angriffnehmen von nötigen Kurskorrekturen. Zum dritten und letzten: Kritische Theorie geht auf Distanz zu herrschenden Verhältnissen, die durch gesellschaftliche Unstimmigkeiten gekennzeichnet sind. Sie verweigert es, durch Gleichgültigkeit und reines Zusehen mit ihnen verbunden zu bleiben. Konstitutiv für eine so begründete Kritik ist die Interdependenz von Reflexion und Erfahrung. Daran orientiert sich übrigens nicht nur die Frankfurter Schule, sondern auch die konstruktivistische Theorie, soweit sie aus einer von ontologischen Setzungen befreiten Phänomenologie kommt. Darin sind sich z.B. Adorno und Luckmann einig gewesen: Für beide ist der Begriff der Erfahrung zentral. Und sie stimmen beide darin überein, dass Soziologie nicht schon darum eine Erfahrungswissenschaft ist, weil sie Empirie macht. Sie ist es erst dann, wenn sie auch aufmerkt, wo

es den Menschen weh tut, wo sie durch Depravierung und sozialen Zwang verletzt werden. Wenn das außer Betracht fällt, dann wird Soziologie zu einer kalten Wissenschaft, zu einer akademischen Veranstaltung, die der Regel von Niklas Luhmann folgt, auch angesichts von gesellschaftlich bedingter Ungerechtigkeit „ruhig Blut“ zu bewahren.

Stefan Hirschauer: Sie haben eine Formulierung gebraucht, die wirklich klar macht, dass wir nicht weiter auseinander liegen könnten. Also das, was sie als kalte Wissenschaft bezeichnen. Ich meine, Soziologie ist in erster Linie eine empirische Wissenschaft. Das sehe ich wirklich diametral anders. Halten wir das so mal fest.

Michael Meuser: Stefan, mit Deiner Kritik an der politischen Rahmung kritisierst Du auch die enge Kopplung von Geschlechterforschung und Ungleichheitsthematik. Ich würde behaupten, dass eine soziologische Beobachtung von Differenz gar nicht anders funktionieren kann: Sie muss Ungleichheit beobachten. In meiner Begründung kann ich mich auf jemand beziehen, der jeder politischen Rahmung unverdächtig ist. Niklas Luhmann hat gesagt, dass jede sozial anschlussfähige Unterscheidung notwendigerweise mit einem mehr oder minder großen Maß an Asymmetrie verbunden ist. Solche sozial anschlussfähigen Unterscheidungen hängen mit Positionierungen in der sozialen Welt zusammen. In diesem Sinn finden sich auch bei Simmel ähnliche Begründungen. Dass eine Unterscheidung mit Asymmetrien verbunden ist, macht sie soziologisch interessant. Das meint aus meiner Sicht auch Axeli Knapp, wenn sie von einer Nähe der Soziologie zu gesellschaftlichen Problemlagen spricht. Diese Nähe rührt genau daher, dass Soziologie Unterscheidungen beobachtet, die in diesem Sinne sozial anschlussfähig sind. Das kann man ganz unabhängig von einer politischen Rahmung als eine Begründung dafür sehen, warum Soziologie mit Ungleichheit zu tun hat und immer auch hatte.

Stefan Hirschauer: Darauf ein ebenso dezidiertes *Nein*. Ich finde, dass eine Reduzierung von Soziologie auf Ungleichheitsforschung wirklich nicht geht und ich sehe in der Tat ein großes Problem darin, dass die Geschlechterforschung so sehr Ungleichheitsforschung ist. Ich denke, dass zwei andere Themen auf diese Weise zu kurz kommen, die in jeder Geschlechterforschung im weitesten Sinne bearbeitet werden. Es gibt neben dem Ungleichheitsthema das Komplementaritätsthema, nämlich Heterosexualität, und das Differenzthema, das ich jetzt den Gender Studies zugeschrieben habe.

Wir wissen unglaublich viel in der Soziologie über ungleiche Lebenslagen von Frauen und Männern. Aber niemand hat eine vernünftige Erklärung von Heterosexualität. Warum bringen Gesellschaften bevorzugt Menschen in lebenslange Partnerschaften, die ihr Begehren wechselseitig nicht verstehen? Das ist eine Frage, ich habe keinerlei Antwort auf diese Frage.

Wir forschen seit 30 Jahren über Ungleichheit, insbesondere forschen wir über Berufsorganisationen. Darüber gibt es ein professionelles Wissen in der Geschlechterforschung. Aber über Partnerschaften, über kulturelle Phänomene wie Attraktivitäts-

normen, warum suchen sich die Frauen immer ältere Männer, auf dass sie dann, sobald sie Kinder bekommen, sich ganz natürlich vom Arbeitsmarkt zurückziehen, weil er das höhere Einkommen hat. Jetzt sagen Sie nicht, die Männer wählen sich die Frauen aus. Das sind ganz andere, kultursoziologische Fragen, die kommen zu kurz und zwar aus Gründen einer vordergründigen Politisierung.

Luhmanns Asymmetrie hat mit Ungleichheit gar nichts zu tun. Da geht es um die Logik der Begriffsbildung und genau die Systemtheorie arbeitet ja nicht als Ungleichheitssoziologie, sondern führt uns sehr viele andere Unterscheidungen vor, von denen behauptet wird, sie differenzierten die Gesellschaft. Hier scheint mir auch eines der Probleme zu liegen, die es mit Intersectionality gibt. Das wird ja eingeführt als ein Konzept, das verschiedene Ungleichheitslagen, auch kulturelle Differenzen darunter, Ethnizität etwa, mit erfassen soll. Nur geht es immer um Herrschaftsphänomene. Ich finde das völlig unplausibel, weil viele der Unterscheidungen, folgen wir einmal der Differenzierungstheorie, nichts mit Ungleichheit zu tun haben. Sie verdrängen trotzdem massiv etwa die Geschlechterdifferenz und zwar ganz unauffällig. Wir reden doch jetzt nicht nur als Geschlechter- und als Alters- und Generationsangehörige miteinander. Wir reden, denke ich, auch als Kolleginnen und Kollegen miteinander. Das ist eine Unterscheidung wie beispielsweise auch die zwischen Dienstleister/Kunde, Experte/Laie, Fremder/Nachbar, was immer man haben will – solche Unterscheidungen haben nichts mit Herrschaft zu tun. Es sind gerade diese Unterscheidungen, die die Geschlechterunterscheidung ganz nebensächlich überspielen, in den Hintergrund drängen, ohne jedes Getöse, ohne moralische Verdrängungsmasse, wie die anderen Herrschaftsthemen, wo soziale Bewegungen miteinander um Aufmerksamkeit konkurrieren.

Also, eine Überkreuzung sozialer Unterscheidungen oder mit Barry Thorne eine „Brechung von Kategorien“ kann in einem politischen Rahmen, wo die Bewegungen konkurrieren, nicht beschrieben werden. Das funktioniert nicht. Man kann weder Gesellschaftstheorie auf Herrschaftssoziologie noch Soziologie auf Ungleichheitsforschung reduzieren. Da fehlen einem doch mindestens achtzig Prozent der Miete. *Axeli Knapp*: Du engst das ein. Für mich liegt das Interessante gerade in dieser Gleichzeitigkeit von Egalitätsnormen und entsprechenden auch damit verbundenen Modernisierungsprozessen in der Gesellschaft und Formen der Institutionalisierung und Legitimation bestimmter Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse, die sich ja auch wandeln. Und wenn man empirisch guckt und historische Konstellationen erforscht, dann muss man natürlich nach beidem gucken. Das ist doch wohl selbstverständlich, wenn es ein widersprüchlicher Zusammenhang ist. Vielleicht zur Ergänzung: Dass für die Frauen- und Geschlechterforschung Fragen von Ungleichheit, Gewalt etc. so zentral waren und sind, hat ja nicht zuletzt damit zu tun, dass sie in der wissenschaftlichen Reflexion so wenig vorkamen. Die Themen, die Du jetzt als von der Frauen- und Geschlechterforschung vernachlässigte einklagst – etwa Attraktivitäts-

normen, Paarbildungskonventionen etc., die sind ja reichlich erforscht worden. Jedenfalls wimmelt es in der Sozialpsychologie von dergleichen Untersuchungen. Hier könnte man allenfalls sagen, dass die soziologische Frauen- und Geschlechterforschung mal über den Zaun schauen und überlegen könnte, was man mit dieser Art Einsichten anfangen oder wie man sie kultursoziologisch reformulieren kann.

Ilse Lenz: Ich würde auch gerne auf die Frage der Ungleichheitsforschung kommen. Ich sehe keineswegs, dass diese Perspektive alltagstheoretisch unmittelbar in die Wissenschaft übertragen wird. Wenn ich die Diskussion zur sozialen Ungleichheit in Deutschland beobachte, dann finde ich das zumindest nicht als einen Mehrheitstrend. Deswegen hinterfrage ich das Argument, die Fokussierung sozialer Ungleichheit würde die eigene wissenschaftliche Perzeption durch Alltagstheorien verzerren.

Wenn wir hier über die politische Rahmung von Wissenschaft sprechen oder über Politik, dann würde ich mir wünschen, dabei unterschiedliche Ebenen zu unterscheiden. In Eurem Dialog habt Ihr auch schon begonnen, die zu entflechten. Ich stimme damit überein, dass eine politisch intendierte Forschung schlecht ist. Das bedeutet aber nicht, dass eine Forschung ohne Berücksichtigung der gesellschaftlichen und politischen Relevanz ihres Themas deswegen grundsätzlich gut oder besser ist. Für diese Behauptung hätte ich gerne mehr Begründungen: Warum soll eine Distanzierung von der Politik im Sinne einer solchen Nichtreflexion des Themas ein Exzellenzkriterium sein? Ich suche die ganze Zeit nach einer Begründung für dieses Argument. Die Kritik an einer Vermengung zwischen politischen und wissenschaftlichen Zugängen würde ich unterschreiben. Warum es aber die Forschung voranbringen soll, sich von der Reflexion des gesellschaftlichen und politischen Kontextes zu distanzieren, ist mir nicht klar. Denn ein Kennzeichen der Soziologie liegt darin, dass die Forschung nicht von politischen Absichten beeinflusst werden darf, während der politische Kontext des Themas zur Reflexion ansteht. Auch Max Weber hielt eine Themenwahl nach der gesellschaftlichen oder politischen Relevanz durchaus für gerechtfertigt, wenn dann objektiv untersucht wird.

Wenn ich das auf die gegenwärtige Situation übertrage, lässt sich sagen, dass Politikberatung Teil unseres Geschäfts ist. Die Voraussetzung von Politikberatung durch Wissenschaft ist genau diese Rollendistanz, um die es Weber geht. Die Politikberatung erfordert selbstverständlich Ergebnisse, die objektiv wissenschaftlich abgesichert sind. Von daher wäre mir wohler, wenn wir jetzt in der weiteren Diskussion überlegen würden, von welchem Verhältnis zu welcher Politik/welchem Politikbegriff auf welcher Ebene sprechen wir, weil dann können wir, glaube ich, auch produktiver damit umgehen.

Stefan Hirschauer: Sie fragen, warum die Distanzierung von der Politik die Forschung voranbringen kann. Natürlich gibt es hier keinen Automatismus, der Qualität garantiert. Ich kann nur das Problem noch mal skizzieren, so wie ich es sehe. Mein Ausgangspunkt ist ein besonderes Professionalisierungsproblem der Soziologie als einer

tendenziell überflüssigen Wissenschaft: Unser Gegenstand ist allzu bekannt. Daraus entsteht jene Befangenheit im Alltagswissen, die die Ethnomethodologie als Verwechslung von Topic und Ressource kritisierte. Hinzu kommt dann noch eine normative Distanzlosigkeit unter sozialem Problemdruck. Die gibt es auch in anderen Feldern, etwa in der Soziologie sozialer Ungleichheit. Wenn man beidem nachgibt, kann man der Gesellschaft nur noch sagen, was sie hören will, bis sie sich zu fragen beginnt, wozu sie eigentlich Soziologinnen braucht. Ich meine, in der Geschlechterforschung gibt es genau so eine zugespitzte Situation. Politische Relevanzen nehmen hier massiv Einfluss auf die Themenwahl der Forschung. Gehörte nicht auch schon Devianz dazu, geschlechtssymmetrische Gesellschaften zu untersuchen? Politische Relevanzen bestimmen ferner den Stil der Aussagen, wenn nämlich primär Argumente, also handlungsleitende Kognitionen, gesucht werden, nicht Erklärungen. Sie bestimmen das Telos des Forschens, wenn diese ihren Ehrgeiz an politische Richtigkeit verschwenden. Und natürlich bestimmen sie auch die Auswahl des Forschungspersonals. Es ist ja ein offenes Geheimnis, dass die Geschlechterforschung als ein Instrument der Frauenförderung gehandhabt wird. Das ist professionspolitisch fragwürdig, weil es sie als Frauenfach und bloßes Karrierevehikel stigmatisiert. Es ist geschlechterpolitisch fragwürdig, weil es die Frauen stigmatisiert, die hier ausgebildet werden. Und es ist vermutlich auch qualitätsmindernd für die Forschung, einfach weil es mögliche männliche Bewerber abhält, die den Pool für die Auswahl von Positionen vergrößern würden. Die Geschlechterforschung ist einfach *gendered science*, und zwar mehr als es die sogenannte Männerwissenschaft überhaupt ist. Sie steckt so tief in den Unterscheidungsroutinen der Gesellschaft, die sie untersuchen will, eben weil sie sich durch ein besseres, kritisches Bewusstsein von diesen Routinen ausgenommen sieht. So gesehen ist es schon lustig, dass der Feminismus, der so vollmundig das *gendering* von Wissensprozessen kritisierte, selbst nicht in der Lage war, Wissensprozesse unter Absehung von Geschlecht zu organisieren. Ich denke, die Zusammensetzung dieser Versammlung, also des Personals, das Geschlechterforschung macht, ist ein epistemologisches Problem ersten Ranges für diese Forschung. Sie sieht nämlich genauso wie die Wissenschaft, die sie so vehement als androzentrisch kritisiert. Eine geschlechtliche Monokultur mit ein bisschen Unkraut, das überall wächst. Einen solchen hohen Grad homosozialer Verdichtung und Schließung gibt es in keinem anderen Segment der Soziologie. Deshalb habe ich in meinem Statement die Frage aufgeworfen, welche Konsequenzen eine solche Sozialorganisation in Wissensprozessen hat, welchen Bias sie erzeugt. Darauf ist in dieser Diskussion bislang noch niemand eingegangen. Du, Axeli, hast in Deinem Statement statt dessen wieder nach dem Bias auf der anderen Seite gesucht, wenn Du fragst, warum denn die zeitgenössische Gesellschaftstheorie so indifferent ist gegen Geschlecht, während die Gründerväter der Soziologie, Durkheim, Simmel oder Parsons dies ja nicht waren. Ich denke, um dies nicht bloß zu kritisieren, sondern zu verstehen, muss man zwei unangenehme

Möglichkeiten ins Auge fassen: zum einen, dass dies in der Entwicklung moderner Gesellschaften begründet sein könnte. Der Feminismus überschätzt halt systematisch die Relevanz von Geschlecht. Feminismus besteht darin, aus der den Frauen zugewiesenen Position als Geschlechtswesen eine politische Stärke entwickeln zu wollen. Das funktioniert aber nicht in einer Gesellschaft, die Kollektivmitgliedschaften immer stärker entwertet und ihr Personal in seine Individualität entlässt. Die zweite Veränderung ist die der Wissenschaftslandschaft, nämlich eine fast vollständige Besetzung des Geschlechterthemas durch diejenigen, die bislang ausgeschlossen waren, weil das Thema sie besetzte. Die Seklusion der Frauenforschung ist eben nicht bloß Reaktionsbildung, sondern längst etablierter Teil des wissenschaftlichen Diskurses, auf den dieser im Sinne einer thematischen Entlastung reagiert hat.

Christel Eckart: Ich möchte gerne an Herrn Hirschauers Unterscheidung anknüpfen, weil ich sie sehr produktiv finde. Ich finde es eine sehr gute Perspektive, das Beobachten zu beobachten. Sie sagen, es geht darum, die Differenzierung selbst zu beachten, und ich fand das in Ihrem Aufsatz und in Ihrer Antrittsrede sehr anregend. Es bleibt aber die Frage, die sich eben auch für soziale Konstruktionen stellt: Warum schauen Sie überhaupt dahin? Es ist die Frage nach der Relevanz dessen, was Sie beobachten. Diese Relevanz müssen Sie ja wahrscheinlich dann doch wieder aus den sozialen Realitäten herleiten. Ich möchte außerdem noch an das alte Thema der Kritischen Theorie anknüpfen. Mein Verständnis der Kritischen Theorie ist es, dass sie sich auf ein außerwissenschaftliches Subjekt beziehen kann, das Probleme formuliert und dafür ist die Frauenforschung, die feministische Forschung der ersten Welle, ein gutes Beispiel. Meine Frage an Sie beide lautet: Welche aktuellen, artikulierten und von wem artikulierten sozialen Probleme können Sie nennen, die der Aufhänger sind für eine gegenwärtige kritische soziologische Geschlechterforschung? Was haben Sie da im Auge?

Axeli Knapp: Für mich ist die Diskussion um Intersectionality zunehmend wichtig geworden, weil ich sie sowohl gesellschaftstheoretisch, epistemologisch, methodologisch und - *last but not least* - auch politisch für weiterführend und relevant halte. An dieser Diskussion, die besonders intensiv auch in transnationalen Netzwerken von Feministinnen geführt wird, würde ich mich gerne stärker beteiligen. Natürlich wird Intersectionality auch in politiknahen Feldern intensiv diskutiert, zum Beispiel auf UN-Ebene im Zusammenhang mit Problemen der Mehrfachdiskriminierung. Ich sehe den Part, in den ich mich einbringen kann, eher im Bereich der theoretischen Diskussion, die aber natürlich das zur Kenntnis nehmen muss, was in den Praxisfeldern gesagt wird. Mich interessiert vor allem die Frage nach dem Potential von Intersektionalität für die Gesellschaftstheorie und eine integrierte Perspektive auf die europäische Moderne. Ich halte Theorien gesellschaftlicher Modernisierung für unzureichend, die Fragen der Ungleichheit - etwa nach Klasse und Geschlecht - unterbelichtet lassen oder nur noch auf den Systemebenen von Interaktion oder Organi-

sation fokussieren. Über die ursprünglich auf die amerikanische Sozialstruktur gezielte Perspektive der Intersektionalität, die die Kritik des Black Feminism aufnimmt, ist mir persönlich zum ersten Mal in aller Drastik deutlich geworden, wie brisant die gesellschaftsgeschichtliche und modernisierungstheoretische Frage ist, die auch von Peter Wagner gestellt wird, wie es kommt, dass historisch diese ganzen schönen Ideen von Gleichheit, Solidarität, Fortschritt, Modernität und so weiter in die Welt kommen können, und gleichzeitig – unter kräftiger Beteiligung der modernen empirischen Wissenschaften – diese Achsen der Differenz sich herauskristallisieren, rassistische Ein- und Ausgrenzungen, ethnisch-nationale Identitätsformationen, eine bestimmte Form des Geschlechterverhältnisses und so weiter und so fort. Produktiv könnte eine integrierte Perspektive auf Klasse, Rasse/Ethnizität und Geschlecht auch sein, weil wir es hier mit unterschiedlich verfassten Verhältnissen zu tun haben. Die Differenz und den Zusammenhang zwischen diesen Verhältnissen zu denken nötigt zur Komplexität. Genau das aber birgt Chancen, unproduktive Frontstellungen der vergangenen Jahrzehnte zu überwinden. Ich meine solche Abgrenzungen wie kulturelle versus ökonomische Faktoren, strukturierte soziale Ungleichheit versus gesellschaftliche Entstrukturierung oder die System- versus die Akteursperspektive. Es gibt gute historische Gründe für die Annahme, dass die Begriffe konstitutive Verhältnisse der westlichen modernen Gesellschaften bezeichnen, die aber bisher nicht oder nicht zureichend als Gesamtkonstellation reflektiert worden sind. Das sagt noch nichts über die Tauglichkeit von Gender, Class, Race/Ethnicity auf der grundbegrifflichen Ebene, aber ich habe den Eindruck, dass wir es hier mit einem Bündel unterschiedlicher Herrschaftsformen zu tun haben, die wir als historische Konfiguration überhaupt erst einmal in ihrem Zusammenhang begreifen müssen. Ich verstehe das wie eine Art Hausaufgabe, die die Europäerinnen und Europäer in Zeiten der Globalisierung machen müssen. Mit dem Paradigma der Intersektionalität hat die feministische Theorie hierfür wichtige Impulse gegeben.

Christel Eckart: Sie haben meine Frage nicht beantwortet: Was ist gegenwärtig die soziale – nicht die soziologische – Relevanz von Geschlechterdifferenzierung? Stefan Hirschauer, Sie wollen das Differenzieren beobachten? Das finde ich eine sehr gute Sache, aber warum eben gerade das Geschlechterdifferenzieren? Was ist für Sie die soziale Relevanz dieser Beobachtung? Axeli, Du hast aus einer theoretischen Perspektive geantwortet, was Dich gegenwärtig beschäftigt: Was sind aus Deiner Sicht soziale Probleme oder Themen, die gegenwärtig relevant für die Geschlechterforschung sind?

Axeli Knapp: Zwei Verhältnisse. Und zwar einmal das Verhältnis von Allianzdispositiv und Sexualitätsdispositiv im Sinne von Foucault, also (Hetero)Sexualität und Verwandtschaft. Und der ganze Komplex von Bevölkerungsweise, demografischer Entwicklung, der damit verbunden ist. Einerseits finden gegenwärtig in diesem Bereich einschneidende Entwicklungen statt, andererseits habe ich den Eindruck, dass das gesellschaftstheoretisch doch sehr unterbelichtete Bereiche sind. Hier ließe sich an

ältere feministische Fragen nach „Reproduktionsverhältnissen“, so hat es Joan Acker mal genannt, anknüpfen. In der Verknüpfung von Sexualität/Verwandtschaft liegt ein gesellschaftstheoretisch wichtiger Zusammenhang, der nicht in einer identitätspolitisch begründeten Arbeitsteilung zwischen Gender Studies und Sexualitätsforschung bzw. Queer Studies auseinandergerissen werden darf. Das sehe ich so wie Stefan Hirschauer.

Bei der zweiten Problemstellung, die ich im Blick habe, geht es um die Frage der Vergesellschaftung von Arbeit im Geschlechterverhältnis. Im Moment kann man im Zuge des Rückbaus des Sozialstaats die Rückverlagerung von Dienstleistungen in den Privatbereich beobachten. Gleichzeitig entstehen aber Beschäftigungsverhältnisse neuer Art im Privatbereich und neue Konstellationen von Frauen als Arbeitgeberinnen anderer Frauen, meist Migrantinnen. Hier entstehen völlig neue Konstellationen in den Ensembles gesellschaftlicher Arbeit und den Ensembles Frauenarbeit/Männerarbeit, die man sich sehr genau angucken muss. Das sind zwei soziale und in der theoretischen Übersetzung soziologische Probleme, die mich beschäftigen, neben der größer angelegten Frage nach einem integrierten gesellschaftstheoretischen Blick auf Achsen der Differenz, in deren Zusammenhang sie gleichwohl gehören.

Stefan Hirschauer: Vielleicht zwei kurze Antworten: Eine ganz allgemeine lautet, dass wir nicht in einer Genusgesellschaft leben, wir leben aber in einer Gesellschaft, die in bestimmten Feldern hartnäckig nach Geschlecht unterscheidet, obwohl sie verspricht, es zu unterlassen, und es in anderen Feldern auch erfolgreich vermeidet. Diese Ambivalenz ist ein guter Grund dafür, sich in der Forschung gerade für Geschlecht zu interessieren. Sie ist aber auch ein Grund dafür, Geschlechterforschung hinter sich lassen zu wollen, um das Zusammenspiel von Unterscheidungen und ihre begrenzte Relevanz klarer sehen zu können. Eine Geschlechtsdifferenzierungsforschung kann freimütig Geschlechtsneutralität untersuchen, ohne das als fremdes Territorium begreifen zu müssen. Die zweite Antwort lautet: So ähnlich wie man aus der Ungleichheitssoziologie in der Geschlechterforschung sehr viel über Ungleichheit gelernt hat und auch über Organisationssoziologie hat lernen können, so sehr, denke ich, muss man aus dem, was man über die Geschlechterdifferenz kulturwissenschaftlich weiß, noch für eine allgemeine theoretische Befassung mit Differenzbildung lernen. Man weiß sehr viel über Geschlechterdifferenzierung, hat aber nie hinreichend Konsequenzen gezogen. Weder in der Allgemeinen Soziologie, noch in anderen Kulturwissenschaften, etwa der Ethnologie und auch der Linguistik, ist dieser Wissensschatz bereits gehoben. Das jedenfalls betrachte ich als meinen Job, und ich brauche dafür keine Politisierung und keine akute gesellschaftliche Problemlage, weil ich Forschung einfach auch so unglaublich interessant finde. Es reicht mir Fragen zu stellen, neue Fragen zu finden und einfach neugierig zu bleiben.

Angelika Wetterer: Ich habe ein Unbehagen an der Diskussion, wie sie bisher abgelaufen ist, und will versuchen, die Gründe für dieses Unbehagen zu formulieren. Nach

meinem Eindruck gehen hier zwei Diskussionen auf eine recht ungute Weise durcheinander. Die eine Diskussion hat Stefan Hirschauer mit seinem Aufsatz zwar nicht angestoßen, aber noch einmal sehr pointiert auf den Begriff gebracht: Das ist die Diskussion über den Unterschied zwischen einer Analyse, die arbeitet oder beobachtet *mit* der Geschlechterunterscheidung, und einer Analyse, die *die* Geschlechterunterscheidung beobachtet. Ich finde das eine sehr hilfreiche Unterscheidung, und ich finde auch, dass Sie, Stefan Hirschauer, das in Ihrem Aufsatz noch einmal sehr gut zugespitzt haben. Ich denke, dass diese Zuspitzung für die Lehre hilfreich ist und ich denke, dass sie hilfreich ist für eine kritische Auseinandersetzung beispielsweise mit dem Gender Mainstreaming. Das Schindluder, das in den Konzepten und Verfahren des Gender Mainstreaming mit dem Begriff Gender getrieben wird, rührt ja genau daher, dass hier unausgesetzt *mit* der Geschlechterunterscheidung beobachtet und gearbeitet wird, dass die Geschlechterunterscheidung fortgesetzt relevant gemacht wird, dass alles und jedes *gendert* wird, ohne im Auge zu behalten, dass auf diese Weise auch die Geschlechterunterscheidung selbst immer neu hervorgebracht wird. Die Kritik an diesem Verfahren könnte genau damit ansetzen, dass man das Arbeiten mit der Geschlechterunterscheidung dem Beobachten dieser Unterscheidung gegenüberstellt und man von da zu der Frage gelangt, wann und inwiefern die Reproduktion von Gender im Mainstreaming kontraproduktiv wird für eine Politik, deren erklärtes Ziel es ist, die soziale Relevanz der Geschlechterunterscheidung abzubauen.

Was ich nicht nachvollziehen kann – und damit komme ich zum zweiten Diskussionsstrang, der mit dem vorherigen ungut verknüpft ist – was ich nicht nachvollziehen kann, ist, wie und warum Sie die Frage der Hierarchie oder Nicht-Hierarchie im Geschlechterverhältnis mit der Unterscheidung dieser beiden analytischen Perspektiven verknüpfen. Stefan Hirschauer, wenn ich Sie richtig verstanden habe, haben Sie im Zuge Ihres Vortrages gesagt, jede Analyse der Geschlechterungleichheit arbeite mit der Geschlechterunterscheidung, statt sie zu beobachten. Das scheint mir nicht schlüssig. Die Frage, inwiefern die Herstellung von Geschlechterdifferenzierungen zugleich mit der Herstellung geschlechtshierarchischer Relationen verknüpft ist, ist zunächst einmal eine durch und durch empirische Frage. Um Aussagen über die Herstellung von Geschlechterungleichheit machen zu können, muss man immer auch die – sei es symmetrische, sei es asymmetrische – Geschlechterunterscheidung beobachtend rekonstruieren. Ich verstehe mich jedenfalls als eine Geschlechterforscherin, die Geschlechterdifferenzierungen bei der Arbeit beobachtet, um Auskunft auch darüber zu erhalten, wie Asymmetrien im Geschlechterverhältnis hergestellt werden, und ich finde es von daher nicht sinnvoll, jede Analyse der Hierarchie im Geschlechterverhältnis vorab einer Spielart von Geschlechterforschung zuzuschlagen, die naiv mit der Geschlechterunterscheidung arbeitet, als hätte es die Diskussionen um Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht nie gegeben. Das ist der Punkt, wo meine Kritik an Ihrem Vortrag einsetzt: Ich sehe keinen Grund, schon gar nicht einen epis-

temologischen Grund, warum man nicht auch mit Blick auf Geschlechterungleichheiten unterscheiden kann zwischen solchen Analysen, die dabei die Geschlechterdifferenz voraussetzen, und solchen, die deren Herstellung beobachten und rekonstruieren.

Stefan Hirschauer: Mit einer solchen Verknüpfung von Fragen der Differenzbildung mit Hierarchisierungen bin ich völlig einverstanden. So hat das ja auch schon Kessler/McKenna oder Gesa Lindemann interessiert. Und ich selbst habe hier, unter anderem am Ende der von Axeli erwähnten Antrittsvorlesung, auch schon ein paar Angebote gemacht. Trotzdem ändert die Verknüpfung nichts daran, dass die empirische Feststellung von Ungleichheit auf ein anderes epistemologisches Register zuzugreifen muss. Und es ändert nichts an einem Telos, das ich für problematisch halte. Dieses Forschungsinteresse lässt ein beherrschendes Moment des Geschlechterverhältnisses noch unberührt, die Heterosexualität.

Literatur

Stefan Hirschauer

Hirschauer, Stefan (2003), Wozu 'Gender Studies?', in: Soziale Welt, Jg.54/H.4 (461-482)

Gudrun-Axeli Knapp

Althoff, Martina/Bereswill, Mechthild/Riegraf, Birgit (2001), Feministische Methodologien und Methoden. Traditionen, Konzepte, Erörterungen, Opladen

Adorno, Theodor W. (1966), Negative Dialektik, Frankfurt a.M.

Anderson, Benedict (2002), Imagined communities. Reflections on the origin and spread of nationalism, London

Bem, Sandra Lipsitz (1993), The lenses of Gender. Transforming the Debate on Sexual Inequality, New Haven/London

Butler, Judith (1991), Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a.M.

Elias, Norbert (1983), Engagement und Distanzierung. Arbeiten zur Wissenssoziologie I, hg. und übers. von Michael Schröter, Frankfurt a.M.

Friedan, Betty (1966), Der Weiblichkeitswahn. Ein vehementer Protest gegen das Wunschbild von der Frau, Hamburg

Habermas, Jürgen (1973), Erkenntnis und Interesse, Frankfurt a.M.

Hagemann-White, Carol (1993), Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht, in: Feministische Studien, Jg. 1/ H. 2 (68-78)

Hirschauer, Stefan (2003), Wozu 'Gender Studies?', in: Soziale Welt, Jg.54/H.4 (461-482)

Honegger, Claudia (1991), Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, Frankfurt a.M./New York

Knapp, Gudrun-Axeli (2001), Dezentriert und viel riskiert. Anmerkungen zur These vom Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht, in: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika

- (Hg.), Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik, Münster
- Scott, Joan W. (2001), Die Zukunft von gender. Fantasien zur Jahrtausendwende, in: Honegger, Claudia/Arni, Caroline (Hg.), Gender, die Tücken einer Kategorie, Zürich (39-63)
- Welsch, Wolfgang (1992), Topoi der Postmoderne, in: Fischer, Hans Rudi/Retzer, Arnold/Schweitzer, Jochen (Hg.), Das Ende der großen Entwürfe, Frankfurt a.M. (35-53)

Diskussion

- Acker, Joan (1988), Class, Gender, and the Relations of Distribution, in: Signs: Journal of Women in Culture and Society, Jg. 13/H. 3 (473-498)
- (2003), The Continuing Necessity of 'Class' in Feminist Thinking, in: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.), Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II, Münster (49-73)
- Adorno, Theodor W. (1956), Zur Metakritik der Erkenntnistheorie, Stuttgart
- (1977), Kulturkritik und Gesellschaft II. Eingriffe. Stichworte. GS 10.2, Frankfurt a.M.
- (1993), Einleitung in die Soziologie, Frankfurt a.M.
- (2003), Vorlesung über Negative Dialektik, Frankfurt a.M.
- Beerhorst, Joachim/Demirović, Alex/Guggemos, Michael (Hg.) (2004), Kritische Theorie im gesellschaftlichen Strukturwandel, Frankfurt a.M.
- Benhabib, Seyla (1992), Kritik, Norm und Utopie. Die normativen Grundlagen der Kritischen Theorie, Frankfurt a.M.
- /Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy (1993), Der Streit um die Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart, Frankfurt a.M.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1980), Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt a.M.
- Bonß, Wolfgang/Honneth, Axel (Hg.) (1982), Sozialforschung als Kritik. Zum sozialwissenschaftlichen Potential der Kritischen Theorie, Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (1993), Soziologische Fragen, Frankfurt a.M.
- Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hg.) (2000), Gender Studies. Eine Einführung, Stuttgart
- Burke, Kenneth (1954), Permanence and Change, Los Altos, Cal.
- Foucault, Michel (1992), Was ist Kritik?, Berlin
- Garfinkel Harold (1967), Passing and the Managed Achievement of Sex Status in an Intersexed Person, in: Studies in Ethnomethodology, Cambridge (116-186)
- Goffman, Erving (1994), Interaktion und Geschlecht, Frankfurt a.M./New York
- Haraway, Donna (1995), Situiertes Wissen, in: Haraway, Donna, Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen, Frankfurt a.M. (73-97)
- Hark, Sabine (2005), Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus, Frankfurt a.M.
- Hausen, Karin (1976), Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Conze, Werner (Hg.), Sozialgeschichte Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart (363-393)

- Honneth, Axel (Hg.) (2005), *Dialektik der Freiheit*. Frankfurter Adorno-Konferenz 2003, Frankfurt a.M.
- Kager, Reinhard (1988), *Herrschaft und Versöhnung*. Einführung in das Denken Theodor W. Adornos, Frankfurt a.M./New York
- Kessler, Suzanne J./McKenna, Wendy (1978), *An Ethnomethodological Approach*, Chicago/London
- Laqueur, Thomas (1993), *Auf den Leib geschrieben*. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, Frankfurt a.M.
- Lindemann Gesa (1993), *Das paradoxe Geschlecht*. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl, Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (1988), *Frauen, Männer und George Spencer Brown*, In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 17/H.1 (47-71)
- McCall, Leslie (2001), *Complex Inequality: Gender, Class and Race in the New Economy*, New York
- Negt, Oskar (1998), *Das permanente Macht-Dilemma der Geistes- und Sozialwissenschaften*, in: Reinalter, Helmut/Benedikter, Roland (Hg.), *Die Geisteswissenschaften im Spannungsfeld zwischen Moderne und Postmoderne*, Wien (45-65)
- Simmel, Georg (1985), *Das Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem*, in: Simmel, Georg, *Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter*, Frankfurt a.M. (200-223)
- Wagner, Peter (1995), *Soziologie der Moderne*. Freiheit und Disziplin, Frankfurt a.M./New York
- Max Weber (1995), *Wissenschaft als Beruf*, Stuttgart